

ISSN 1436-9184

B 14529

FÖRDERVEREIN BAIRISCHE SPRACHE
UND DIALEKTE e.V.

R u n d b r i e f

Nr. 49 - März 2004



IMPRESSUM:**Herausgeber und Verleger:**

FÖRDERVEREIN BAIRISCHE
SPRACHE U. DIALEKTE e.V.
Gotzing
83629 Weyarn
Telefon 08020/904732
Mobil 0179/1042050
Telefax 08020/904783

Bankverbindung:

Kreissparkasse München
BLZ: 702 501 50
Konto-Nr. 230 779 688

Internet:

www.bairische-sprache.de

eMail:

Hans.Triebel@bairische-sprache.de

ISSN 1436-9184**Verantwortlich für die
Redaktion und Anzeigen:**

Hans Triebel

Erscheinungsweise:

vierteljährlich

Bezugspreis ist im Mitglieds-
beitrag erhalten.

Z. Zt. gilt Anzeigenpreisliste
Nr. 1 vom 1.1.1996.

Gesamtherstellung/Druck:

Chiemgau-Druck
Ludwigstr. 13
83278 Traunstein

Namentlich gekennzeichnete Bei-
träge geben die Meinung des Ver-
fassers wieder und sind nicht un-
bedingt als Stellungnahme des
Vereins zu betrachten.

Die Beiträge ohne Namen oder
Herkunftsangabe sind vom Vorsit-
zenden und ebenfalls nicht un-
bedingt als Meinung des Vereins
aufzufassen.

Auflage: 4.500

Unsere Themen:**Seite**

Zu den „griechischen Wurzeln“ des Bairischen	1
Das Bairische darf nicht sterben	4
Ein Sturm im Marmeladeglas	9
Wer Dialekt spricht, lebt gesünder	10
Strankerl und Reinling gehören befürwortet	11
Tradition Maria Theresias	12
Wie man so sagt	
Viel School, wenig Fun	13
Stammtisch LV Donau-Wald	14
Bühne „Gotzinger Trommel“	15
Klosterneuburger Entschließung	17
Einsatz für Sprache der Heimat	18
Mundartabend beim „Mittl“	19
Bairisch: „So schee is des“	20
Bairisch – schon den Bach hinunter?	21
Promis ins Bayern-Camp Handschlag für die Mundart	23
Große Fürsprecherin des Dialekts der Heimat	24
FBSD in der Region verankert	25
Ein Stieglitz, der nur Mundart singt	26
Schlaue Schüler sprechen bairisch Freude an der Sprache	28
Viel zu Depperl- und Stümmeldeutsch	29
Bairisches beim Bayerischen Rundfunk	31

**Redaktionsschluß für den nächsten Rundbrief:
15. Mai 2004**

Titelbild:

Jörg Hube – Schauspieler und Kabarettist

Liebe Mitglieder, liebe Freunde der bairischen Sprache!

Der Jahresanfang ist für den FBSD wieder recht erfreulich gewesen.

Unsere Pressemitteilungen haben ein großes Medienecho hervorgerufen. Oft ist der Verein mehrmals pro Woche in verschiedenen Fernsehsendern und in Radionachrichten und Nachrichtenmagazinen zu Wort gekommen.

Leider haben solche „Erfolge“ auch Negatives: Es gibt bei uns einige, auch in den Vorstandschaften, die sehen es überhaupt nicht gern, wenn der Triebel immer so stark präsent ist. Die Missgunst und der Neid – auf die viele Vereinsarbeit – sind halt auch menschliche Reaktionen, leider.

Es ist schon einige Jahre her als ich mir mit Redakteuren des Münchner Merkurs Gedanken über eine lockere Folge von Dialektbeiträgen für die 3. Seite der großen Münchner Zeitung gemacht habe. Prof. Johann Höfer, der große Sprachforscher und Gründungsmitglied, ist einer „meiner“ Kandidaten gewesen, die mir als erstes in den Sinn gekommen sind. Er ist auch interessiert gewesen und so haben wir mit den Zuständigen vom Münchner Merkur die Serie „Bairisch gredt“ geboren. Die Beiträge sind in einem Buch zusammengefaßt worden. Es kann in einer neuen Auflage über den Verein bestellt werden. Näheres auf Seite 21/22.

Der BR-Intendant Dr. Thomas Gruber macht uns im Rundbrief die bairische Seite des BR schmackhaft. Aus Bescheidenheit hat er nicht auf die guten, hörenswerten Sendungen im 1. Programm, die ja auch bairisch geprägt sind, wie der Volksmusikabend um 7 Uhr oder das Bayernmagazin täglich um 5 Uhr hingewiesen. Bei mir läuft meist B2 oder B4 mit herrlichster Musik, den besten Orchestern, meisterhafter Sängerinnen und Sänger. Zwar ned unbedingt boarisch, aber zamptdem schein, genauso wie der Michael Scasa am Sonntag um 10 Uhr im 2.

Bis spätestens Mai sind Neuwahlen. Es wäre gut für die weitere Arbeit vom FBSD, wenn eine Vorstandschaft zusammenkäme, die ohne Eifersucht und „Gschaftlhuberei“ das Beste für unsere Sache, die bairische Sprache im Sinn hat und kein eigenes Süpplein kochen möchte.

Sollte ich als Vorsitzender abgelöst werden, so wünsche ich Ihnen alles Gute und viel Erfolg für eine erfolgreiche Zukunft der Sprachpflege.

Euer
Hans Triebel
Vorsitzender

Zu den „griechischen Wurzeln“ des Bairischen

von Dr. Ludwig Zehetner

Die Ausführungen über „Die griechischen Wurzeln des Bairischen“, abgedruckt in den Rundbriefen Nr. 46, 47, 48 des FBSD (Juni, September, Dezember 2003), dürfen nicht unkommentiert bleiben. Dr. Heribert Gleixner hat damit eine Diskussion ausgelöst, in die sich der Verfasser dieser Zeilen einschaltet.

Teil 1 referiert politische Fakten der Völkerwanderungszeit, um zu dem Ergebnis zu kommen, dass am Ende des 6. Jahrhunderts die „Abkopplung Baierns von Byzanz“ perfekt war. Der bündige Nachweis einer vorherigen Verbindung zwischen den Siedlern im Alpenvorraum und dem Zentrum des oströmischen Reiches aber wird nicht geliefert.¹ Obwohl der Beitrag mit „Die griechische Epoche der bairischen Sprache“ überschrieben ist, wird darin auf Sprachliches nicht eingegangen. Der Satz „Die sprachliche Ausstrahlung von Byzanz lässt sich natürlich nicht im einzelnen nachweisen, ist aber bei allen Vorgängen [welchen?] als zentrale Kraft zu unterstellen“ zeigt, dass sich der Autor der Unmöglichkeit eines solchen Unterfangens durchaus bewusst ist.

Teil 2 erläutert unterschiedliche Erscheinungsformen des Griechischen in Vergangenheit und Gegenwart: Kathareusa, Koiné, Demotiké und schließlich das heutige Neugriechisch. Damit wird die Lebendigkeit des Griechischen aufgezeigt – für das Bairische aber sind diese Ausführungen völlig bedeutungslos. Richtig ist der Befund, dass sich „vulgärsprachliche Tendenzen“ in „Vereinfachung und Verkürzung“ manifestieren. Für das Vulgärgriechische mag zutreffen, dass „anlautende Vokale regelmäßig weg[fallen], Binnensilben ... bei mehrsilbigen Wörtern ausgestoßen [werden], ebenso die Schlußvokale [sic!] von Verhältniswörtern.“ Fürs Bairische aber gilt solche Regelmäßigkeit bestimmt nicht. Und daher ist auch die als „revolutionäre“ vorgestellte „Theorie“ nicht haltbar, „dass das Bairische ursprünglich überhaupt keine germanische oder gar deutsche Sprache war.“ Anstatt dieses „Phänomen“ zu beleuchten und eine „Theorie“ zu entwickeln, äußert der Verfasser vage Vermutungen. Es sind verschlungene Gedankenspiele eines Altphilologen, kühne Behauptungen, zu deren Erhärtung es stimmiger Belege bedürfte, um sich zu einer „Theorie“ zu entfalten.

Die lautgeschichtlichen Ausführungen beschränken sich auf die Entwicklung vom Alt- zum Neugriechischen, betreffen aber das Bairische nicht im Geringsten. Für die „griechische Lautgestalt“ kennzeichnend ist eine „enorme Vereinfachung des Vokalbestandes“ – fürs Bairische gilt genau das Gegenteil: Hier wurden die vom Germanischen ererbten Vokale fortschreitend differenziert, so dass nicht

¹ Aus der Tatsache, dass seit dem Jahre 395 in Byzanz [!] "die Einheit von Staat und Kirche unter politischer Führung des Kaisers" galt, lässt sich unmöglich der Schluss ziehen, dass die Baiern [!] seit jener Zeit "in einer prinzipiell christlichen Welt lebten.

Vereinfachung, sondern Entfaltung zu konstatieren ist. Ein Beispiel: indogermanisch **bhâg-* (entspricht dem lateinischen Wortstamm *fâg-*) wird durch die 1. (oder germanische) Lautverschiebung zu germanisch *bôk-*, dieses durch die 2. (oder hochdeutsche) Lautverschiebung zu *buoch*, also zu der Lautform, wie sie in mittelbairisch *buach* erhalten ist (in den Wörtern „Buche“ bzw. „Buch“). Die nordbairische Entsprechung lautet *bouch*. Dazu kommen noch weitere kleinregionale Varianten (z.B. *buich*), ferner durch *i*-Umlaut verursachte Abtönungen (mittelbair. *biachl*, *biache*; nordbair. *bäichl*). Wir erkennen: Einem einzigen germanischen Langvokal, hier *ô*, stehen heute mindestens 6 Entsprechungen gegenüber: Im Bairischen die Zwielaute *ua*, *ou*, *ui*, *ia*, *äi*, ferner der standard- und schriftsprachliche Monophthong lang *u*.

Das heutige Bairisch weist eine Fülle von Zwielaute-Phonemen auf. Die meisten von ihnen gehen auf einfache Langvokale früherer Sprachstufen zurück (1. – 5.), andere sind das Produkt der Verschmelzung eines Vokals mit einem vokalisiertem Liquidkonsonanten (6. und 7.). Es lassen sich folgende Gruppen unterscheiden:

- (1.) Bewahrung der diphthongischen Qualität althochdeutscher Zwielaute, die ihrerseits auf germanische Langvokale zurückgehen: mittel- und südbair. *buach*, *liab*, *miad*, nordbair. *bouch*, *läib*, *mäid*;
- (2.) Weiterentwicklung alter Diphthonge: mhd. *ei* > *oa/oi*, vgl. *i* *woaß/woiß* (Verbform) gegenüber *weiß* (Farbadjektiv);
- (3.) Veränderung durch Einwirkung von Nasalen: *grea*, *eam* „grün, ihm“;
- (4.) Verzwielautung althochdeutscher Langvokale: *Broud*, *Breod*, *Broid* usw., nordbair. *schlouffa*, *Schnäi* „Brot, schlafen, Schnee“;
- (5.) Verzwielautung gelängter alter Kurzvokale: *Iasl*, *Buan* „Esel, Boden“ (nur nur im nördlichen Nordbairisch des Stiftlandes);
- (6.) Verschmelzungsprodukt von Vokal + vokalisiertem *r*: *Schiam*, *hean* „Schirm, hören“;
- (7.) Verschmelzungsprodukt von Vokal + vokalisiertem *l*: *oid*, *Göid* „alt, Geld“.

Die drei letztgenannten Entwicklungen (5., 6., 7.) unterliegen dialektgeografischen Einschränkungen. Die *r*-Vokalisierung gilt keinesfalls flächendeckend; in vielen Mundarten des Bairischen sind Lautungen wie *Darf*, *Oar* („Dorf, Eier“ – mit deutlich artikulierte *r*) normal. Die *l*-Vokalisierung ist ein ausschließlich mittelbairisches Merkmal, keinesfalls des Bairischen insgesamt. *Mäich*, *Muich*, *Müüch*, *Miu*, *Mil*, *Mülch*, *Milli* sind etliche der üblichen Lautungen für „Milch“. Wo oder wie hätte da ein „Schwa bavaricum“ seinen Platz, das, wie Gleixner meint, „geradezu den Status eines Silbenendzeichens“ gewonnen habe? Die jeweils zweiten Elemente von Zwielaute können unmöglich als „metrische Füllzeichen im Gefolge des Itazismus“ interpretiert werden. Bedürfnisse der Metrik haben für die Entwicklung einer Volkssprache sicher keine Rolle gespielt. Von „Itazismus“ keine Spur im Bairischen, ebenso wenig von einer Konsonantisierung von *u* zu *v* (griechisch *euangelion* > *evangelium*) oder von einem „o als alte[m] Vollzugszeichen“!

Die Ausführungen zum Wortschatz hat Prof. Dr. Heinz Dieter Pohl im Rundbrief Nr. 48 (S. 7 f.) als „abenteuerlich“ bezeichnet. Die einzigen alten Lehnwörter im Bairischen, die anerkanntermaßen auf griechische Wortstämme zurückzuführen sind, sind die Elemente *Er-* und *Pfinz-* in den bairischen Wochentagsnamen „Ertag“ und „Pfinztag“. Die von Gleixner genannten Wörter aber sind entweder nicht spezifisch bairisch (*Pfarrer, Dom, Bibel*) oder es liegt keine Entlehnung aus dem Griechischen vor, sondern indogermanische Urverwandtschaft oder aber nur zufällige Klangähnlichkeit. Auch die in einer Fußnote gegebene Erläuterung zum Wort *pagus* ist unrichtig. Zum einen handelt es sich um ein lateinisches, nicht aber um ein griechisches Wort, weshalb es keinen Beitrag leisten kann zu den postulierten „griechischen Wurzeln des Bairischen“. Und die Behauptung, *pagus* würde „nach der Lautverschiebung²... -bach“ lauten, ist wirklich abenteuerlich.

Teil 3 sucht nach strukturellen Gemeinsamkeiten zwischen dem Griechischen und dem Bairischen. Das Fehlen der Einwortvergangenheit (Präteritum Indikativ) und die Häufigkeit von Umschreibungen mit Hilfsverben sind keine bairischen Besonderheiten; es handelt sich um Erscheinungsformen einer immer stärkeren Hinwendung zum analytischen Sprachbau, einer Entwicklung, die sich bereits in der Spätantike anbahnte und in den modernen europäischen Sprachen verbreitet ist. Man denke an die Bildung grammatischer Zeiten im Deutschen, Englischen und Französischen mit den Hilfsverben *haben/sein, to have, avoir/être*, an den Ersatz des Genitivs durch *von/of/de*-Konstruktionen, an die im Englischen obligatorische Umschreibung mit Formen von *to do* in Frage und Verneinung, oder an die häufige Präteritumperiphrase *used to*. Die Tendenz zu analytischen Strukturen ist in vielen Sprachen zu beobachten, auch im Deutschen, auch im Bairischen. Aus der Tatsache, dass sie offenbar schon im nachklassischen Griechisch und Latein nachweisbar ist, kann unmöglich gefolgert werden, „dass es sich beim Bairischen ursprünglich nicht um eine germanische Sprache handelt.“ Wieso sollten ausgerechnet die Verben „*doà* und *kêma* ... recht deutlich in die griechische Sphäre“ weisen? Um keinen Deut absurder wäre die Vermutung, wegen der Ähnlichkeit der Hilfsverbformen *doa, daad* und *do, did* sei das Bairische strukturell vom Englischen abhängig.

Eine letzte Bemerkung sei den Flexionsendungen gewidmet. Es ist mir unklar, wieso es „aus der griechischen Tradition“ kommen soll, wenn persönliche Fürwörter mit den Personalendungen des Verbs verschmelzen, z.B. *gem/ma* „gehen wir“? Enklitische Pronomen lassen sich überzeugend als deutsche und insbesondere bairische Entwicklung erklären.³ Und das auslautende *-a* in Mehrzahlformen wie „*Manà, Weibà, Heifà*“ usw. erklärt sich einfach aus der Vokalisierung der deutschen Endungen „-er, -en“. Wieso sollte das *-a* denn „ursprünglich keine Pluralendung, sondern eine Kollektivbezeichnung“ gewesen sein?

² Nach welcher Lautverschiebung, der 1. oder der 2.?

³ Vgl. bair. *Wennst kimmst, bist da. Ihr (eß) fragts, obs derfts.*

Es ist nicht zu leugnen, dass es oft Querdenker gewesen sind, die mit riskanten Ansätzen abseits der konventionellen Schulmeinung zu überraschenden neuen Einsichten gefunden haben. Wenn man auf Dr. Gleixners Überlegungen mit dieser Hoffnung zugeht, wird man sie grundsätzlich begrüßen als den Versuch eines Altphilologen, eine Brücke zu schlagen zwischen den beiden Sprachen, die er liebt: zwischen dem Altgriechischen und dem Bairischen. Der vorliegende dreiteilige Beitrag offenbart nichts weiter als das krampfhaft Bemühen, aus der (fast) spurlos verflissenen Sprachwelt des Griechischen einiges in den heimatlichen Bereich herüberzuretten⁴. In den auf insgesamt 14 Druckseiten ausgebreiteten Vermutungen findet sich kein einziger nachvollziehbarer Beleg für den „griechischen Ursprung der protobairischen Sprache“. Teilweise wären die vorgebrachten Hypothesen vielleicht nachvollziehbar, wenn sie mit stimmigen Belegen abgesichert wären. So sehr ich Dr. Gleixner persönlich schätze, diese Ausführungen des versierten Altphilologen und Byzantinisten können einfach nicht überzeugen.

Das Bairische darf nicht sterben

von Dr. Gottfried Knöpfel, Schliersee

Das langsame Absterben des bairischen Dialekts wird allgemein bedauert. Mit Klagen allein ist es aber nicht getan. Es fragt sich, welche Bedeutung dieser Dialekt für uns hat und welche Folgen mit seinem Verschwinden verbunden sind. Bairisch ist der im altbairischen Raum Deutschlands (Ober- und Niederbayern, Oberpfalz), in Österreich und Südtirol überkommene deutsche Dialekt in regionalen Varianten. Seine Bedeutung erschließt sich am besten durch Vergleich mit dem Neuhochdeutschen.

Zwischen Schliersee und dem Wendelstein erhebt sich ein kleiner Berg, auf der Landkarte als *Aurachkopf* bezeichnet, im Volksmund aber *Auracher Köpferl* genannt. Ersteres genügt für kartographische Zwecke. Die Bezeichnung *Auracher Köpferl* erweitert die Funktion der Sprache, stellt zwischen Berg und Mensch einen Bezug her. Das tote Wort wird lebendig, fröhlich und verrät Zuneigung zu einem Stück Natur. Das Diminutiv zeigt sprachlogisch nur die Kleinheit, hat aber daneben die Funktion, etwas Vertrautes, Liebes auszudrücken. Das Diminutiv wird deshalb vorzüglich im Dialekt verwendet, wohl am häufigsten im Süden. Zudem wird dort nicht die Form *..chen* gewählt, sondern das ältere *..lein* mit den Ableitungen *..le*, *..li*, *..erl*. Dies klingt noch herziger. Allein dadurch wird ein freundlicher

⁴ Das alte Testament wurde nicht in griechischer Sprache (Koiné) verfasst, sondern in hebräischer Sprache; einige Teile sind aramäisch. Es wurde erst später ins Griechische übersetzt. Im Zusammenhang mit der Rolle der Deutschen in Griechenland sollte man den Ausdruck „Herrenvolk“ besser nicht verwenden.

Bezug zum Gegenstand und frohe Stimmung erzeugt.

Ein einfacher Kinderroller wurde im Bairischen früher durch das lustige Wort *Radlrutsch* bezeichnet. Auch hier schafft das Diminutiv einen Bezug zwischen Objekt und Benutzer. Zusätzlich deutet die Silbe *rutsch* an, daß es sich nicht um die Vollform eines Fortbewegungsmittels handelt. Dagegen ist der Ausdruck *einfacher Kinderroller* unpersönlich, kalt, gehört zur Sprache des Warenkatalogs.

Das Lesezeichen heißt bairisch *Einmerkerl*. Das hochdeutsche Wort ist kühl, und dazu nicht einmal aussagekräftig. Dagegen weist das Wort *Einmerkerl* präzise auf seinen Zweck (als Merkzeichen) und seinen Gebrauch (Einlegen in ein Buch) hin, ist also an Sprachkompetenz dem hochdeutschen Wort überlegen. Gleiches gilt für das bairische *Gummiringerl*. Es ist präziser als Gummiband, da es auch die Form des Bandes anzeigt.

Ältere Ehemalige des Gymnasiums München-Pasing erinnern sich an einen Zeichenlehrer mit Spitznamen *Peps*. Dessen Spezialität war eine besondere Form körperlicher Züchtigung, das sogenannte *Ohrwaschlrennats*. Ins Hochdeutsche übersetzt würde das Wort seine kräftig-fröhliche Eigenart verlieren, würde matt, kraft- und humorlos (Außenohrrubbeln?). Diese Erfindung bairischer Schüler ver-rät sprachliche Gestaltungskraft wie Humor als Fähigkeit, Schmerzhaftes durch Übertragung ins Sportliche zu bewältigen.

Auf dem Münchner Oktoberfest hörte man beim Teufelsrad den schönen Spruch eines Angestellten "Der kommt ja daher wiara Packl dreckate Wasch". Beim Versuch einer Übertragung („Das Erscheinungsbild dieses jungen Mannes ähnelt einem Päckchen Schmutzwäsche“) versagt das Hochdeutsche völlig. Dem Ausdruck des Scherzhaften setzt das Hochdeutsche Grenzen, und das zügelt wiederum die Fantasie.

Gute Sprachen sind bemüht, wo es angebracht ist, Wortbedeutung und Wortklang in Einklang zu bringen. So bedeutet im Altgriechischen *glis-chros* klebrig, und schon beim Aussprechen spürt man, wie es klebt. Solcher Bezug fehlt beim hochdeutschen Wort *Liebhaber*. Es ist unpersönlich, ohne klangliche Beziehung zum Bezeichneten. Es genügt für einen Briefmarkensammler. Das bairische *Gspusi* hingegen, eine geglückte Bayuwarisierung, hat einen lieben, zärtlichen Klang. Auch beim Wort *Leckerbissen* haben Wortklang und Inhalt nichts miteinander zu tun. Spricht man dagegen bairisch von *Schmankerl*, so läuft einem von selbst das Wasser im Munde zusammen. Auch hier zeigt sich die Überlegenheit des Bairischen an Sprachkompetenz.

Schon diesen Beispielen ist einiges vom Charakter des Bairischen zu entnehmen. Es ist kernig-kraftvoll, ausdrucksstark, erfindungsreich, humorvoll, entwicklungs-fähig. Der Humor hilft, das Leben auch in schwierigen Lagen zu bewältigen, erleichtert das soziale Leben, fördert den sozialen Zusammenhalt und den Ausgleich von Spannungen.

Erfindungsreichtum zeigt sich auch in den bairischen Kraftausdrücken. Während im Hochdeutschen fast nur ein einziger (fäkalischer) Ausdruck benutzt wird, besitzt das Bairische eine wahre Blütenlese von Alternativen. Ich nenne nur *des is dafeit*, *jetzt hamma'n Dreck im Schachterl*, *na servus*, *auweh-zwick*, *bluatsau*, *da kunntst ja kadolisch wern*, *mi hast ghaut*, *hoit's mi zruck*, *onarronarr*, *Sacha gibts*,

die gibts gar net, daß i net rutsch (Liesl Karlstadt), *vareck Kaffühaus* (Sigi Sommer). Zahllos sind die Schimpfworte. Auf diesem Gebiet finden sich die Höhepunkte sprachlicher Gestaltungskraft in Österreich: *Fetzenschädl, Krepierl, Hundsgfraßter, Unkräutl* (Doderer).

Fantasie und Sprachgefühl beweist das Bairische auch in der Übertragung antiker Namen (Sebastian zu Wastl, Veronika zu Vroni; meisterhaft ist die Verwandlung von Dionysos in Donisl).

Die bairische Stammessprache muß als Bauernsprache in Grundzügen jedenfalls schon zur Zeit der Völkerwanderung, vermutlich sogar noch viel früher, bestanden haben, also lange, bevor im 6. Jahrhundert die ersten Urkunden vom Stamm der Bajuwaren berichten. Anders ist es nicht zu erklären, daß einige gotische Worte ins Bairische aufgenommen wurden, so Maut, Dult, Pfaid, Mit den Goten steht offenbar in. Zusammenhang, daß die Bezeichnung von Dienstag und Donnerstag aus dem Griechischen kam: Ertag (Arestag) und Pfinztag (5. Tag). Diese Bezeichnungen haben sich fast nur noch im Vers erhalten:

„A rechta Kirta, dea geht bis zum Irta,
und wann si's wui schicka, no bis gon Micka.“

Ein weiteres Indiz für die frühe Herkunft des Bairischen sind verblüffende Übereinstimmungen mit dem Angelsächsischen, mit dessen Sprachgebiet seit der Völkerwanderung keine Verbindung bestand. Zum Vergleich muß die englische Schrift dienen, die älter ist als die Aussprache. Übereinstimmung besteht mit englisch I, is, a/an, je nachdem, ob ein Vokal oder Konsonant folgt (a Mo, an Oa), summer, broad, sodann mit dem u in englisch sun, bair. Sunna. Sollten ferner boy und Bua (in Teilen Österreichs Bui) nicht verwandt sein, wäre dies verwunderlich. Auch sind bairisch *na* und *net* dem englischen *no*, *not* ähnlicher als das hochdeutsche *nein* und *nicht*. Gleiches gilt für *mei* und *my*.

Das Bairische hat zwar die deutschen Lautverschiebungen mitgemacht, aber sonst viel vom Alten bewahrt. Das Wort *Sunna* ist althochdeutsch wie bairisch. Ähnlich wie im Althochdeutschen wird zwischen der Farbe *weiß* und den Ableitungen von *wissen* sprachlich unterschieden: „Ob des Haus weiß is, woaß i net.“ Es *schneit* heißt bairisch es *schneibt*, ganz korrekt, denn im Althochdeutschen heißt schneien *snīwan*. Dem Alt- und Mittelhochdeutschen ähnelt auch das kräftige, farbige Lautbild. Gegen das neuhochdeutsche stereotype wie schwächliche Endungs-e wehrt sich das Bairische (Summa, Henna, Liag, Straß) wie auch gegen die Endung -en (nehma, hoin, fuin, laffa, Rennats, Minka). In der Vorsilbe *ge-* entfällt das *e*, mitunter sogar die ganze Vorsilbe: bracht, kemma, gessn, tanzt, ozapft. Eine weitere Klangverbesserung gegenüber dem Neuhochdeutschen ergibt sich durch den Verzicht auf überflüssige Konsonanten. Dabei wird ganze Arbeit geleistet. So können entfallen b (simme), ch (mi), g (gnua), l (vui, Hoiz), n (mei), r (Muadda), t (is) oder gleich mehrere (oiwei, Gmoa).

Das Bairische wählt stets das ältere Wort: Roß statt Pferd, Goaß statt Ziege, Rahm statt Sahne, Falter statt Schmetterling, Topfen statt Quark. Damit wahrte es auch möglichst den Einklang der germanischen Sprachgebiete (zu Goaß siehe englisch goat, norwegisch Geit / zu Rahm, holländisch Room, norwegisch Rømme). Auch bei Gruß- und Redensarten wird am Alten festgehalten: *Griaß God, Pfüa God*,

Vagoits God, ja mei (abgekürzt von *meiner Seel, meiner Treu*). Kein Wunder, daß der Buchstabe g noch wie g, das r wie r und das s wie in fast ganz Europa gesprochen wird.

Bekannt ist Goethes Abneigung gegen das Neuhochdeutsche. Geradezu barsch ist ein russischer Spruch (mir von einem russischen Sprachlehrer mitgeteilt): „Italienisch rede ich mit meinem Kinde, französisch mit der Geliebten, russisch mit meinem Bruder, deutsch mit dem Feind“. Das Neuhochdeutsche leidet vermutlich schon an einem Geburtsfehler. Bei der schwierigen Aufgabe, die deutschen Dialekte zu vereinheitlichen, hat man auf die Sprache der Hofkanzleien zu Prag und Dresden zurückgegriffen. Luther hat sich um das Deutsche große Verdienste erworben; von seiner kräftigen Sprache ist aber heute nicht mehr viel übrig geblieben. Eine wesentliche Hebung der Sprache haben die deutschen Klassiker und Romantiker bewirkt. Aus beschränktem Material haben sie wahre Wunderwerke gezaubert. Das Beste davon ist jedoch in Büchern vergraben, hat mit der heute gesprochenen Sprache nicht mehr viel zu tun. Gerade die Bezirke, in denen unsere Dichter die Sprache in große Höhe gebracht haben, die Seele, das Gemüt, das Schöne, das Edle werden heute nicht sehr geschätzt. Dazu kommt: Die Sprache der deutschen Dichter verlangt liebevolles Hineinversenken, verlangt Zeit und Ruhe, und gerade daran fehlt es heute.

Daher tritt zunehmend der Ursprung des Neuhochdeutschen als bürokratische Amtssprache immer deutlicher hervor. Kaum jemand fällt auf, daß das Wort *Nachrichten* obrigkeitliche Anordnungen bedeutet hat, nach denen sich die Untertanen zu richten hatten. Zudem ist diese Wortbildung ohne Geschick und Sprachgefühl erfolgt.

Die Sprache wird, wenn man nicht bewußt mit Mühe gegensteuert, umständlich, pedantisch, geschwätzig und farblos. Die Entwicklung verläuft, soweit es sich nicht ohnehin um Übernahme aus Fremdsprachen handelt, eher zum Schlechteren hin. Der *Buhle* wurde längst durch dem hölzernen *Liebhaber* ersetzt oder durch das Wort *Freund*, das die nähere Beziehung unkenntlich läßt. *Ungemach* wird durch *Unannehmlichkeiten* ersetzt, nur durch *lediglich*, besonders durch *insbesondere*. Den größten Tiefstand an sprachlicher Kompetenz erweist die Ersetzung von *Knabe* durch *Junge*. Damit wird der Geschlechtsunterschied durch ein Wort bezeichnet, das für beide Geschlechter gleich gilt. Ist die weibliche Jugend etwa nicht so jung wie die männliche? Dazu wird ignoriert, daß die deutschen Substantive mit Endungs-e fast durchweg weiblich sind. Drittens bleibt im Plural (*die Jungen*) unbestimmt, ob die ganze Jugend gemeint ist oder nur die männliche. Ganz absurd ist der Ausweg, die männliche Jugend als *Jungens* zu bezeichnen, also auf das Plural-n noch ein Plural-s aufzupropfen, oder *Jungs* zu sagen. Der Sprachverfall geht munter weiter. *Lehrling* wird durch *Auszubildender* ersetzt, einen unschönen Fünfsilber in dem bei uns ungebräuchlichen Gerundivum. Der Ausdruck ist auch sachlich verfehlt: er schreibt dem Jugendlichen die passive Rolle eines Objekts zu, an dem etwas vorzunehmen ist. Der Jugendliche ist gerade umgekehrt als Subjekt zu begreifen; seine Mitwirkung, sein Lerneifer muß im Vordergrund stehen. Das sind nicht nur Sprachfehler einzelner, die überall vorkommen; das ist das offiziöse Dudendeutsch und die Gesetzessprache.

Das Neuhochdeutsche erweist sich im gegenwärtigen Gebrauch als überwiegend nüchtern, unpersönlich, kalt, trocken, farblos, gemüts- und humorlos. Freilich gibt es eine Menge freundlicher, gemüthafter, liebevoller Worte; aber wie oft werden sie verwendet? Es muß schon ein Meister sein, der die Schlafende wachküßt. Das Neuhochdeutsche ist, wenn der Ausdruck erlaubt ist, weit mehr Schrift- als Sprechsprache. Sein Wert liegt mehr im Geschriebenen als im Gesprochenen. Es fühlt sich am wohlsten vergraben in Klassikerausgaben, in wissenschaftlichen Werken, in Gesetzen und Verordnungen, in Akten, Archiven bis hin zu Fax und Internet. Seine Domäne sind die Gebiete, in denen es auf Nüchternheit ankommt, das Rechts- und Behördenwesen, Wirtschaft und Wissenschaft.

Im Gegensatz dazu ist das Bairische im Bereich der sozialen Beziehungen, des mitmenschlichen Umgangs weit überlegen. Es ist sozial, kommunikativ, freundlich, humorvoll, ist lebendig, beseelt, farbig, stimmungsvoll, kraftvoll. Es ist eine „Sprechsprache“, will gesprochen sein. Niedergeschrieben ist es nur Behelf. Der Dialekt ist urwüchsig, bodenständig, naturnah, knapp. Zudem ist er demokratisch, mildert soziale und Standesunterschiede. Er ist treffsicher, ehrlich, wahr, charaktervoll. Er geht von den einfachen Dingen aus und ist bemüht, sie so zu bezeichnen, wie sie wirklich sind. Er engt nicht ein, sondern läßt Raum für Fantasie. Seine Aussprache ist rau, mit Ecken und Kanten. Er kann aber auch anders. Weihnachtslieder wie „Schö Kindal“ sind an Zartheit und Innigkeit kaum übertroffen. Das Bairische ist gemächlich und gemütlich zu sprechen.

Thomas Manns in anderem Zusammenhang gesprochene Worte passen exakt: „Gut altdeutsch, ohn´ einige Bemäntelung und Gleisneri“.

Das zum Bairischen Gesagte gilt mehr oder weniger auch für die anderen deutschsprachigen Dialekte. Sie alle überragen das Neuhochdeutsche im sozialen Bereich. Auch Schwyzerdütsch und Plattdeutsch sind alt, auch das Rheinische ist fröhlich. Das Bairische dürfte wegen seiner einmaligen Mischung von Ursprünglichkeit, Frohsinn und Fantasie wohl den ersten Platz einnehmen.

Die bairische Sprache ist ein großer Schatz. Es wäre Irrsinn oder grobe Gedankenlosigkeit, sie untergehen zu lassen. Sie gehört zum bairischen Stamm, zu seinem Charakter, seiner Lebensart und ruhig-gemütlichen Lebensstimmung wie ein gut-sitzender Anzug zu seinem Träger. Mit der Sprache geht die Identität des bairischen Stammes, geht die Seele verloren. Daß des Bairische nicht so fein sei wie das Hochdeutsche, ist pure Einbildung. Wieso sollte etwa *boy* feiner sein als *Bua*? Das Bairische ist nicht nur deshalb zu bewahren, weil es alt ist, sondern weil es wertvoll ist, und es ist wertvoll, weil es schon in alter Zeit wertvoll war und dieser Wert bis heute bewahrt wurde. Warum sich nicht an den Deutschschweizern ein Beispiel nehmen, die ihre Sprache gut hüten?

Man muß das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrtum um uns immer wieder gepredigt wird, und zwar nicht nur von einzelnen, sondern von der Masse, in Zeitungen und Enzyklopädien, auf Schulen und Universitäten.

Johann Wolfgang von Goethe

Ein Sturm im Marmeladeglas

von Dr. Heinz Dieter Pohl

In österreichischen Tageszeitungen waren kurz vor dem österreichischen Nationalfeiertag am 26. Oktober Artikel mit Titeln wie „Den Konfitüreknechten den Kampf ansagen. Hände weg von der Marmelade! – Nieder mit Gemüseobst! Schluss mit dem EU-Sprachdiktat!“ (Der Standard, 22.10.2003) oder „Wir lassen uns die Marmelade nicht wegnehmen!“ (Kronen-Zeitung, 21.10.2003) erschienen und zwei Tage später (ebenda, 23.10.) entwarnend „Österreichs Spezialität gerettet: EU lässt uns unsere Marmelade!“.

So weit, so schlecht, denn bei der sehr emotional geführten Diskussion um die „Marmelade“ wurden Äpfel mit Birnen verglichen. Im alltäglichen Sprachgebrauch sind *Marmelade* und *Konfitüre* gleichbedeutend, wobei im süddeutschen Bereich einschließlich der Schweiz, insbesondere in Bayern und Österreich, *nur* Marmelade gebraucht wird (in den bairisch-österreichischen Mundarten ist auch das Neutrum *das Marmelad* verbreitet). Anders verhält es sich in der Fachsprache, da sind beide Produkte etwas Verschiedenes: die *Marmelade* ist „zuckerhaltiges Fruchtmus (ohne Fruchtstücke)“, die *Konfitüre* hingegen eine „Marmelade aus nur einer Obstart mit noch erkennbaren Obststücken“ bzw. „Marmelade ohne Zitrusfrüchte“. Etymologisch gesehen kommt *Konfitüre* vom französischen *confiture* und heißt ursprünglich „Eingemachtes“ (entlehnt bereits im 17. Jhdt!), älter (seit dem 16. Jhd.) ist *Marmelade* vom portugiesischen *marmelada*, was eigentlich „Quittenmus“ bedeutet und letztlich auf eine griechische Quelle zurückgeht (*melimelon* „Honigapfel“). Bei uns kann jede eingekochte Frucht „Marmelade“ heißen, aber im Englischen bedeutet das Wort (geschrieben *marmalade*) „Orangenmarmelade“ – wohl mit ein Grund für die EU-Richtlinie.

Ein gutes Beispiel für die (in der Tat zahlreichen) Besonderheiten des österreichischen Deutsch ist das Wort *Marmelade* jedenfalls nicht. Die eigentliche Spezialität ist die *Original Wachauer Marillenmarmelade*, wegen deren Benennung ein Hersteller in der Wachau bestraft werden soll. Warum diese jetzt *Konfitüre* heißen muss, ist vielen (nicht nur mir) ein Rätsel. Mir fehlt hier jedes Verständnis für die EU-Richtlinie, nur mehr die Bezeichnung *Konfitüre* verwenden zu dürfen. Dies ist eine Missachtung des regionalen Sprachgebrauchs und österreichischer landschaftlicher Spezialitäten. Der Kompromiss wäre meiner Meinung nach der Name des Produkts, also *Original Wachauer Marillenmarmelade* und darunter EU-Richtlinien-konform *Konfitüre* – und die österreichische Seele könnte sich ohne Sorgen und schlechtes Gewissen weiterhin dem hemmungslosen Genuss derselben hingeben!

Wir sind nicht nur verantwortlich für das, was wir tun,
sondern auch für das, was wir nicht tun.

Voltaire

7Tage / Neue Gesundheit - Ausgabe 2/81 - Februar 1981

Heilung durch das Wort **Wer Dialekt spricht, lebt gesünder**

Bei vielen Persönlichkeiten hat die Muttersprache zum Berufserfolg beigetragen

Es soll „Nordlichter“ geben, denen Franz Josef Strauß viel zu bayerisch spricht: Sie verstehen ihn kaum. Viele große Politiker legen - ähnlich Strauß - kaum Wert darauf „nach der Schrift“, also perfekt hochdeutsch zu sprechen. Sie denken gar nicht daran, ihre landsmannschaftliche Herkunft zu verleugnen. So spricht Helmut Kohl eine Sprache, die man sonst nur bei Karnevals-Sendungen aus Mainz zu hören pflegt. Gerhard Stoltenberg pflegt seinen norddeutschen Akzent. Goethe hat übrigens ganz ähnlich wie Helmut Kohl gesprochen. Das exakte Hochdeutsch wurde ihm erst später in den Mund gelegt.

Bei vielen Persönlichkeiten kann der Dialekt sogar zum Erfolg beigetragen haben. Allerdings nicht, weil die Mitmenschen diesen Dialekt so gern hören - das Gegenteil ist oft der Fall! - sondern weil die Betroffenen sich mit ihrem Dialekt viel wohler fühlen als wenn sie hochdeutsch sprechen müßten. Wer nämlich möglichst oft am Tag so sprechen kann, „wie ihm der Schnabel gewachsen ist“ - das heißt also, im Dialekt seiner Heimat -, lebt seelisch gesünder, fand der Wiener Psychiater Oberarzt Dr. Willibald Sluga. Und - so Dr. Sluga weiter - durch Dialekt lassen sich auch bereits bestehende seelische Störungen günstig beeinflussen. Die „lebendige Sprache befreit den Menschen aus der toten Welt der Psychosen“ und „die Entfremdung - Grundstörung aller seelischen Fehlentwicklungen - löst sich“, erklärt Dr. Sluga.

Die früher nur von Psychiatern und Psychologen gepflegte „Heilung durch das Wort“ hat mit der Pflege und Förderung des Dialektes vielleicht einen bedeutenden Fortschritt erfahren. Zumindest dies: Wer heute wieder Dialekt spricht, muß nicht mehr als ungebildet erscheinen.

„Heilung von seelischen Störungen durch das Wort“: Dazu ist in der Tat nicht immer gleich der Psychiater notwendig. Der Mut zur persönlichen Sprach- und Ausdrucksnote, vor allem durch den Dialekt, kann dabei bereits eine Art „hohe Schule“ eines stabilen Seelenlebens sein. Viele Menschen scheitern aber bereits am simplen Gespräch.

Nehmen wir einmal an, Sie sind nervös. Wenn Sie warten müssen, werden Sie unruhig. Sie klopfen mit den Fingern auf die Tischplatte. Sie rauchen hastig eine Zigarette nach der anderen. Kritisiert jemand Ihr Verhalten oder Ihre Leistungen, dann sind Sie schnell entmutigt. In Ihren Stimmungen fühlen Sie sich im einen Moment himmelhoch jauchzend, im nächsten Augenblick zu Tode betrübt.

Solche Empfindungen und Gefühle sind belastend. Darum sollten Sie versuchen, Wege zu finden, um diese Spannungen zu vermindern und eine Entlastung zu erreichen. Was ist zu tun? Fest steht, daß irgend etwas nicht stimmt. Vielleicht fragen wir uns in dieser Situation einmal nach unseren Wünschen. Beispielsweise, wenn Sie allein sind, wünschen Sie sich Kontakt

zu Freunden, zu einer Partnerin oder einem Partner. Wenn Sie in einer belastenden beruflichen Situation sind, wünschen Sie sich eine freundlichere Atmosphäre und mehr Anerkennung. Der wichtigste Weg zur Lösung solcher Spannungen und Konflikte aber ist das Gespräch mit einem anderen Menschen. Denn vielfach werden wir allein mit unseren Gedanken, Sorgen und Wünschen nicht fertig. Es gelingt uns nicht, unsere Wünsche genau zu erkennen und zu erfassen. Dann hilft das Gespräch. In einem Gespräch, in einer Diskussion kann uns vielleicht ein anderer Mensch weiterhelfen. Wichtig ist nur, daß der andere zuhört und uns dann erzählt, wie er uns erlebt und sieht. Erst wenn uns die Schwierigkeiten allzu sehr belasten, wird man als Gesprächspartner einen Pfarrer, einen Arzt oder einen Psychotherapeuten wählen. Der Wiener Nervenarzt und Psychiater Professor Dr. Victor E. Frankl hat das einfache Gespräch über alle Probleme

des Lebens zur bisher vielleicht wirksamsten Waffe gegen seelische Leiden weiter entwickelt.

Wenn jemand nicht mehr weiter weiß, dann dient das Gespräch mit einem anderen dazu, seinem Leben wieder einen Sinn zugeben. Frankl nennt das Logotherapie. Im Gegensatz zur Psychoanalyse, bei der Heilungen oft Jahre erfordern, kann das simple Gespräch bei Frankl die Heilung innerhalb einer halben Stunde bringen. Ein typisches Beispiel: Ein Mann beklagt den Tod seiner Frau. Er leidet sehr, weil er sich vom Schicksal als Überlebender bestraft fühlt. Und er trauert um seine Frau, die nicht länger leben durfte. Warum konnte sie nicht noch ein paar Jahre genießen? Die Antwort, die ihm ein Gesprächspartner vielleicht geben könnte: Wenn Sie gestorben wären, dann müßte jetzt Ihre Frau darunter leiden. Besteht der Sinn des Lebens nicht vielleicht darin, daß Sie ihr dieses Leid erspart haben?

Kleine Zeitung – 13. Juli 2003

Strankerl und Reinling gehören „befürwortet“

Den Kärntner kommt das Sprachbewusstsein abhanden. Ein Klagenfurter Uni-Professor will das ändern – und deshalb mehr heimische Küchenbegriffe im Wörterbuch lesen. Egal ob in Hamburg, Hintertupfing oder Hongkong. Ein Hamburger (vulgo Fleischlaberl in einer Semmel) ist ein Hamburger. Die internationale Vereinheitlichung der Küchensprache schreitet weiter voran, parallel nimmt das Sprachbewusstsein der Österreicher ab. Immer mehr bundesdeutsche Wörter werden verwendet, man hört Schwei-

nebraten statt Schweinsbraten und Sahne statt Schlagobers beziehungsweise Schlagrahm.

Vielleicht weil er vor 20 Jahren auf einer Speisekarte in Bad Kleinkirchheim mit Erstaunen von einer „Käse-Sahne-Torte“ gelesen hat, jedenfalls aber, weil er selbst sehr gerne kocht, kümmert sich der Klagenfurter Sprachwissenschaftler Heinz Dieter Pohl seit Jahren um die Anerkennung des Kärntner Wortschatzes, was Nahrungsmittel angeht. Es sind Bezeichnungen die Strankerl

(grüne Bohne), Munggen (bäuerliche Fertignahrung aus geschrotetem und getrocknetem Getreide), Tommerl (ein Pfannengericht), Reinkele (kleines rundes Gebäck) oder Türken (Mais), die Pohl aufspürt und, wenn sie nicht schon drinstehen, auch im Österreichischen Wörterbuch verewigt haben will: Seit kurzem ist der 60-Jährige Mitarbeiter dieses Nachschlagewerkes, das nächstes Jahr in seiner 40. Auflage erscheinen wird.

„Kein anderer Bereich reflektiert in der Sprache derart deutlich die Alltagskultur wie die Küche“, sagt Pohl. „Regionale Besonderheiten sollte man daher pflegen.“ Heiden für Buchweizen zum Beispiel, Golatsche, Schlickkraperln, Ritschert, Glundner oder auch abschmalzen für „in Fett wenden“ oder zach für zäh. Statt dessen „scheint für viele Kärntner das Gemeindeutsche höherstehend zu sein“, hat Pohl beobachtet. Und auch immer mehr Pseudo-Englisch kommt aus Kärntner Mündern: Wellness, Handy oder Servicepoint – Begriffe, die es im Englischen

überhaupt nicht gibt.

Natürlich habe der Staat keinen Einfluss auf Rechtschreibung und Sprachgebrauch, aber man könne eben Empfehlungen geben und Worte zum Nachschauen anbieten – wie Heinz Dieter Pohl und seine Kollegen aus den anderen Bundesländern es im Österreichischen Wörterbuch tun.

Auch eine Datenbank mit österreichischen Küchenausdrücken ist im Entstehen, parallel plant Pohl ein Buch über die sprachwissenschaftliche und sprachhistorische Betrachtung von Kärntner Spezialitäten. Dass er gebürtiger Wiener ist, tut in diesem Zusammenhang nichts zur Sache: Pohl ist seit vielen Jahren „naturalisierter“ und eingeheirateter Kärntner.

Das, was er selbst am liebsten kocht, ist allerdings etwas, das aus dem Französischen kommt: Es sind faschierte Laibchen (farce heißt Fülle). Zu denen man natürlich auch Fleischpflanzerln, Frikadellen, Fleischküchle, Pfannzelte oder Buletten sagen könnte. Tut man aber nicht.

Das österreichische Wörterbuch **Tradition Maria Theresias**

Wissen von Attachment bis zwangsbeglücken

Die Tradition geht auf Maria Theresia zurück. Gleichzeitig mit ihrer „Allgemeinen Schulordnung“ erschien 1774 auch die „Anleitung zur deutschen Rechtschreibung. Zum Gebrauch der deutschen Schulen in den kaiserlich-königlichen Staaten“.

Das Österreichische Wörterbuch erschien das erste Mal 1951. Seine Aufgabe ist es, Grundlage der Rechtschreibung in den Schulen und Ämtern Österreichs zu sein. Die Grundlage für die Auswahl der Worte – von Attachment bis zwangsbeglücken – ist die gezielte Sammlung durch die Bearbeiter und die Redaktion. Dialektausdrücke finden nur Aufnahme, wenn sie auch geschrieben werden, sei es in der Literatur oder beispielsweise auf Speisekarten.

Fachkonsulent für Wirtschaftssprache ist der Klagenfurter Germanist Josef Schneeweiß. Er hat ein Auge darauf, dass auch Austriazismen wie Firmenbuch oder Karosseriespengler Eingang finden, genauso wie Metaphern aus der Wirtschaftssprache wie Kursfeuerwerk und Kriegskassa.

Wie man so sagt

Sprachhistorische Erläuterungen von Professor Pohl:

Die Kartoffel, in der österreichischen Umgangssprache *Erdapfel* genannt, wird erst seit dem 18. Jahrhundert im deutschen Sprachraum kultiviert. Trotz ihrer relativ jungen Geschichte gibt es aber allein in Kärnten zehn Ausdrücke dafür: *Erdapfel* (in ganz Kärnten), *Erdbirne* (hauptsächlich in Oberkärnten, aber auch im Gitschtal und im Lavanttal), *Fletzbirne* (hauptsächlich im Kärntner Zentralraum), *Rübe* (im Lesachtal), *Erdrübe* (im Gailtal), *Grundbirne* (in Villach, Diex und im Glantal), *Tschompe* (im Gailtal und in Bleiberg-Kreuth), *Gumpen* (im Lesachtal bis Kötschach-Mauthen), *Perkel* (im nördlichen Lavanttal), *Kartoffel* (aus der Hochsprache).

Der Reinling, eine der bekanntesten Kärntner Speisen, ist nach der Rein(e), also der runden Schüssel benannt. Er ist vom Lienzer Becken bis ins Südburgenland verbreitet. Sein Vorläufer ist das *Schartl*, wie es heute noch in Rückzugsgebieten in der Steiermark heißt. Das Schartl liegt der slowenischen Bezeichnung des Reinlings, *šartelj* oder *šarkelj* zugrunde. Auch dieses Wort leitet sich vom Kochgeschirr ab: Es kommt vom Mittelhochdeutschen *scharte*, also *Röstpfanne*.

Der Liptauer wurde einst aus Brimsen, einem slowakischen Schafskäse unter Zugabe verschiedener Gewürze, hauptsächlich Paprikapulver, hergestellt. Er ist benannt nach der Stadt Liptau in der Slowakei.

Den Krapfen kann man heute in erster Linie als Süßgebäck aus Germteig, meist mit Marmelade gefüllt. In Tirol und in Oberkärnten kann man jedoch auch ein (gefülltes und gesottenes) Nudelgericht darunter verstehen. Was dem Kärntner seine Käsnudeln sind dem Tiroler seine *Schlutz-* oder *Schlipfkrapfen*. An die in Tirol verbreitete Bedeutung erinnern in Kärnten heute die *Schlickkrapferln*, kleine Fleischnudeln als Suppeneinlage. Und in Slowenien heißen die Käsnudeln *Sirnati krapj*, also Käsekrapfen.

Süddeutsche Zeitung – Mittendrin – 1. September 2003

Viel School, wenig Fun

von Helmut Seitz

Frag' mal Kids zwischen sechs und vierzehn, wo sie demnächst wieder hin müssen: „Indschui“ werden ein paar wenige seufzen, die noch das aussterbende Idiom der Eingeborenen drauf haben. Und die anderen? „Back to school“ dürften auch die kaum jubeln. Sowas fällt nur Leuten ein, die seit Wochen darauf drängeln, was für diesen Tag X dringend einzukaufen sei. Beispielsweise der Timeplaner School

& Fun mit integriertem Taschenrechner. Oder ein Schreibtischbutler für den Manager in spe. Ganz wichtig auch eine CD-Rom Lernsoftware mit Begleitheft: „Die interaktive Schülerhilfe für alle Klassen und für bessere Zeugnisnoten“.

Aber auch Klamottenverkäufer wittern wieder Morgenluft. „Neues Schuljahr - neues Outfit“ heißt hier die Parole. Oder „Neue Klasse: gut. Neue Lehre-

rin: gut. Neues Outfit: sehr gut“. Ein Schuhgeschäft propagiert sogar den „Schuh(l)anfang“ und behauptet von den gezeigten Latschen: „Die könnten euch wohl so passen!“. Erstklasslern ist ihre Schultüte wahrscheinlich fast noch lieber, aber für die muss kaum erworben werden, denn die ist eh unverzichtbar. Allerdings nur in Deutschland und einigen benachbarten Gegenden Österreichs - sonst braucht man sie nirgends. Ein paar hundert Stück exportiert ein bayerischer Hersteller allerdings auch nach Namibia, weil: Das war ja einst Deutsch-Südwest-Afrika.

Am Ende des vergangenen Schuljahrs wurde an der Münchner Freiheit ein „School's over Jam“ gefeiert, in vielen Schulen gab es eine „School's out-Party“. Und nun soll es demnächst also ganz sang- und klanglos in den neuen Lernstress hinein gehen? Sonst ergreift man doch auch sonst jede noch so beliebige Gelegenheit zum Feiern. Muss also jetzt nicht als Pendant ein zünftiges „School Opening“ her? Eine „Starty Party“, ein „Comeback to school“ oder ein „First get together“? Das wär doch eine echte Gowdy!

Tölzer Kurier – 3. November 2003

Voller Stolz erzählte neulich im Greilinger Kindergarten ein Bub, dass er portugiesisch bis zehn zählen kann. Ein anderes Kind wollte da nicht nachstehen und probierte es auf spanisch. Fast schon exotisch klang es dann, als einer im breiten bayerischen Dialekt

mit „oans, zwoa, drei“ bis „zehne“ seine Freunde verblüffte. Der Apfel fällt bekanntlich nicht weit vom Stamm. Der Bub ist Enkel vom Vorstand des Fördervereins Bairische Sprache und Dialekte, LV Tölzer Land.

LANDSCHAFTSVERBAND DONAU-WALD: REGELMÄSSIGER STAMMTISCH

Zum besseren Kennenlernen und zum Besprechen von gemeinsamen Aktivitäten findet heuer an jedem ersten Samstag im Quartal ein FBSD-Stammtisch statt.

Traditionswirtshaus "Zum Geiß", Straubing
Theresienplatz 40 (westlicher Stadtplatz "vis-à-vis von der Gendarmerie")
jeweils um 3 Uhr nachmittags.
Also am 3.April, am 3.Juli und am 2. Oktober.

Nähere Informationen bei Sepp Obermeier, 1.Vorsitzender
(Tel. 09963-910200, Fax 1699, E-Post: bau-obermeier@t-online.de)

Jörg Hube eröffnet mit einem kulturellen Trommelwirbel das Musik-, Kabarett- und Theater-Jahr 2004 der Bühne „Gotzinger Trommel“

Gotzing – die kleine Ortschaft, herrlich gelegen hoch über dem Mangfalltal am Taubenberg im Landschaftsschutzgebiet, auf dem Wasserreservoir der Stadt München. Eines der vier Anwesen mit dem kleinen, schindelgedeckten Kircherl ist das Gasthaus „Gotzinger Trommel“. Dort gibts ein inzwischen recht rar gewordenes Jugendstil-Salettl, das Raum für ca. 100 Personen bietet. In diesem kleinen Saal wird jetzt nach Jahrzehnten Pause wieder Theater gespielt, quasi zum aller ersten Mal.

Die Gotzinger Trommel hat die Ehre und lädt das verehrte Publikum zu einer Matinee:

Jörg Hube

liest aus der

„Episode von Troglberg“

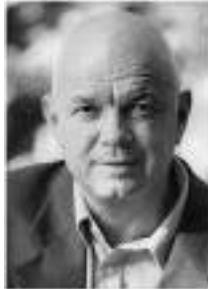
von Oskar Maria Graf

am Sonntag, den 21. März 2004 um 11 Uhr vormittags

(10 Uhr Saaleröffnung mit Bewirtung)

im Salettl der Gotzinger Trommel

Eintritt: 12 Euro



Jörg Hube folgt in einer Montage der Biographie des lebenssüchtigen bayerischen Romanciers Oskar Maria Graf, der 1894 in Berg am Starnberger See als Sohn eines Bäckers geboren wird und dessen politische Überzeugungen ihn letztlich ins Exil nach New York zwingen, wo er 1967 stirbt. In seinen Reden und Aufsätzen ist Graf ein ebenso begnadeter Erzähler wie in seinen Romanen.

Jörg Hube portraitiert den aufrechten, den bodenständig sinnensfühlenden, nüchternen Idealisten Graf; einem Bayern, der genau hinschaut, weil er seine Leute liebt, und dennoch nicht den Humor verliert, wohl aber die Lust, wieder in seine Heimat zurückzukehren.

Premiere

„Der Widerspenstigen Zähmung“

Die Komödie von William Shakespeare

ins Bairische übertragen und bearbeitet von Wolfgang Ramadan

am 1. April 2004 um 8 Uhr abends

im Salettl der Gotzinger Trommel

Eintritt: 10 Euro

weitere Termine: 2./3./23./24. April sowie acht Aufführungen im September 2004

Das Theater „Gotzinger Trommel“ gibt das Stück „Der Widerspenstigen Zähmung“ von William Shakespeare, geschrieben um das Jahr 1594/95, also vor 400 Jahren - gutes Theater ist zeitlos und immer wieder aktuell und modern.

Die Bairische Mundart bietet sich quasi an - eine lebendige, kraftvolle, aber auch sehr feine Sprache, mit der Wolfgang Ramadan als Bearbeiter und Spielleiter großartig jongliert. Er zieht alle Register und erreicht mit den durchwegs guten und einfühlsamen Darstellern ein beachtenswertes Niveau.

Wenn die „Widerspenstige“ (Gisela Lex) ihre Schwester Bianca (Barbara Schmid) anlärmt und ihr droht: „Sparrs auf, de Goschn, sonst weast vadroschn und gschdej di ja ned dumm, da Wadschnbaam, dea foit glei um“, wird's höchst dramatisch, auch wenn der Vater Baptista, der FBSD-Vorsitzende und Wirt Hans Triebel, dazwischen springt: „Heast auf, Drambe groba, jetz zahnd de Bianca wega dejm Zinnoba!“.

Der „Bezähmer“ Petruchio (Walter Siade) hat, was Frauen anbelangt, seine eigene Philosophie: „Bei ana reichn Frau nimmt ma Mängl gern in Kauf, bei ana Fehlerfrei zoit ma meistns dopp drauf!“.

Aber keine Angst, auch die Romantiker kommen voll auf ihre Kosten: Lucentio (Florian Elschker) und die reizende Bianca, ein junges Paar, verliebt bis über beide Ohren, schmachten sich an, so dass die Funken der Liebe überspringen und auch den Zuschauerraum gewaltig aufladen, das Publikum schmilzt auf den Sitzen nur so dahin.

Das alles und noch vieles mehr wird mit viel Witz, Geist, Klamauk und der allerhöchsten Gaudi zu einer herrlichen Komödie verwoben, in der sehr viel gelacht werden kann.

„Der Widerspenstigen Zähmung“, ein boarischer Shakespeare, an dem der alte Meister seine helle Freude hätte: wahres, echtes Volkstheater, eine spritzige, phantasievolle, wunderbare Komödie, ins Bairische übertragen und bearbeitet vom ideenreichen Wolfgang Ramadan. Da muas ma hi, des muas ma oschaung, a richtig boarische Komödie, die immer „ankommt“ – heut' genauso wie vor 400 Jahren.

**Der Kartenvorverkauf für beide Veranstaltungen beginnt am 8. März
unter Tel. 08020/1728.**

Klosterneuburger Entschließung der im „Netzwerk Deutsche Sprache“ zusammengefassten Sprachvereine zum Thema „Deutsch als Wissenschaftssprache“

(Klosterneuburg bei Wien, 20.9.2003)

Mit großer Aufmerksamkeit beobachten die Sprachvereine die Abwertung unserer Muttersprache im Bildungswesen, im Hochschulbereich und in der Forschung.

Englisch gilt heute als *die* „internationale Wissenschaftssprache“, damit meint man die Sprache, in der alle Forscher kommunizieren und veröffentlichen müssen.

Wenn auch die internationale Veröffentlichungs- und Konferenzkommunikation sinnvollerweise in der jeweiligen international üblichen Verständigungssprache stattfinden sollte, so haben doch Denken, Arbeiten, Diskutieren, kreatives Forschen – auch international – keine Chance, wenn ihre Grundlage, die differenzierte, logische und hoch assoziative Muttersprache – Quell unserer Denkstruktur und unseres Weltwissens – aufgegeben wird.

Wir stellen daher folgende Forderungen:

- Die Wissenschaftsmedien im deutschen Sprachraum sollen wieder verstärkt Platz schaffen für deutschsprachige Veröffentlichungen diverser Fach- und Spezialgebiete.
- Gleichzeitig sollen die deutschsprachigen, von den öffentlichen Mitteln ihrer Länder finanzierten Forscher zumindest anwendungsorientierte Forschungsergebnisse nicht nur auf Englisch, sondern wieder vermehrt auch auf Deutsch publizieren, um z.B. dem Mittelstand, Hauptträger unserer Innovation und nicht zuletzt der Beschäftigung den Zugang zu ihren Ergebnissen zu erleichtern.
- An die Politiker und Wissenschaftler appellieren wir, die Muttersprache im akademischen Bereich und damit den freien Zugang zur Bildung für alle nicht mutwillig der unbedachten Bevorzugung einer Fremdsprache zu opfern, die als Grundlage der Fachsprachen und der Wissenschaft im eigenen Sprachraum weniger gut geeignet ist. Es ist oft schwer genug, wissenschaftlich-technische Materien zu verstehen – wie viel schwerer ist es, dies noch dazu in einer Fremdsprache zu tun.
- Das Argument, dann müsse man eben die Fremdsprache noch ausschließlicher erlernen, führt letztlich zur Aufgabe unserer Muttersprache und Kultur und zwingt uns auf Jahrzehnte in politische und ökonomische Unterlegenheit (und auch Abhängigkeit) gegenüber dem englischsprachigen Raum.

Zusammengefasst lautet unser Appell: Lasst uns unsere Muttersprache auch auf dem Gebiet der Wissenschaften bewahren und fördern!

Landshuter Zeitung – 26. November 2003

Einsatz für Sprache der Heimat

Treffen des "Fördervereins Bairische Sprache und Dialekte"

Wenn man eine Sache beiseite stellt, sich ihrer nicht mehr bedient, gerät sie in Vergessenheit. Und - nach einer gewissen Zeit, weiß man auch schon nicht mehr, wie man sich derer bedient. Viele Wissenschaftler, Historiker, Sprachgelehrte, Archäologen und wie sie sich alle nennen wollen, wenden heute viel Zeit auf, Vergessenes wieder hervorzuholen, es zu deuten und es der Allgemeinheit verständlich zu unterbreiten.

Solche Befürchtungen hegten auch einige bayerische Bürger mit ihrer bayerischen Sprache. Um sie nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, gründeten sie für den Erhalt der bairischen Sprache den "Förderverein Bairische Sprache und Dialekte e. V.". Auch aus Landshut/Mainburg und Umgebung haben sich Bürger dem Verein angeschlossen. Aufgabe wird es nun sein, gemeinsam für die Erhaltung der bairischen Sprache und seiner Dialekte einzutreten. Aus diesem Grund fand am Wochenende eine Informationsveranstaltung im Hotel Wadenspanner statt, zu der sich interessierte Bürger einfanden.

Die Vertreter des Fördervereins Hans Lechner und Gerhard Huber erläuterten die Aufgaben und Ziele des Vereins. Ziel war auch bei dieser Zusammenkunft, die organisatorischen Voraussetzungen für eine kontinuierliche Arbeit des Vereins im Raum Landshut/Mainburg und Umgebung zu schaffen. Beide Referenten meinten, darüber hinaus sind auch Vorschläge und Anregungen für Maßnahmen zur

Stärkung der bairischen Mundart und vor allem zur Erhaltung des regionalen Dialektes erwünscht.

Nur durch ein klares Bekenntnis möglichst vieler Bürger zu ihrer Muttersprache ist es möglich, dass diese erhalten werden kann, meinten die Redner.

Die Vertreter des Fördervereins meinten, die Verarmung und Verschandlung des Hochdeutschen und unserer Umgangssprache nehmen erschreckend zu. Das Sterben unserer Mundart hat ein bedrohliches Ausmaß erreicht. Es gibt aber keine bairische Identität ohne unsere Sprache mit ihrem Reichtum und Dialekten. Weiter meinten beide, in Kindergärten und Schulen, im Rundfunk und Fernsehen, in Beruf und Freizeit wird die bairische Sprache als minderwertig eingestuft und verdrängt. Die Flut nördlicher Importe wie "kucken", "Jungs", "Weihnachtsmann", "außen vor", "Schnäppchen", "ab und an", "tchüss" ist unverkennbar. Verdrängt werden einheimische hochsprachliche Begriffe, zum Beispiel Metzger, Stier, Rahm, Semmel und der Gebrauch unbairischer Verschleifungen wie "nicht", "nee", "nöö" statt "nicht" und "nein".

Beide Referenten meinten, "redet selbstbewusst in unserer Mundart! Ahmt in der Hochsprache nicht die nördliche Aussprache und Betonung nach, sondern behaltet die genauso korrekte süddeutsch-bairische Art". Weiter sagten sie, der Förderverein bemüht sich, unsere mehr als tausend Jahre alte Sprache und unsere gewach-

sene Kultur zu schützen, pflegen und zu bewahren. Die bairische Sprache ist unser ältestes und edelstes Kulturgut, Bairisch ist auch die Muttersprache in Österreich und Südtirol.

Sie stellten die Frage "wo fehlt's also" und meinten, schuld sind wir selber. Bairisch muss wieder aufgewertet und mehr gesprochen werden. Eltern, Großeltern und Tanten, aber auch mehr TV- und Radioleute müssen in der normalen ortsüblichen Mundart reden. Die Politiker müssen ihren Einfluss geltend machen auch als Medien- und Rundfunkräte und in den Schulen und Kindergärten.

Hans Lechner ging dann auf die Ursprünge der bayrischen Sprache ein. Er meinte, das Protobairische, eine revolutionäre Theorie. Mit diesem Ausdruck beschrieb er das bisher nicht beachtete Phänomen, dass das Bairische ursprünglich überhaupt keine

germanische oder gar deutsche Sprache war. Das Protobairische ist eine Mischung aus keltischen, römischen, griechisch-byzantinischen, ostgotischen und anderen mediterranen Elementen. Mit der Unterwerfung unter die fränkische Herrschaft musste man sich später der daraus entstehenden deutschen Sprache angleichen oder anpassen. Das Resultat aus diesem Prozess ist das heutige Bairisch. Weiter befasste er sich mit einzelnen Ausdrücken und ihren Wurzeln und meinte zum Schluss, Sprachen ändern sich, der Kern aber bleibt.

Zu diesem Vortrag gab es viele Diskussionsbeiträge, die aber alle eine Gemeinsamkeit beinhalteten, die bairische Sprache und die Dialektik ist ein wertvolles Kulturgut, das es wert ist, es zu pflegen, zu fördern und vor allem zu erhalten.

Ingolstädter Anzeiger – 23. Dezember 2003

Mundartabend beim „Mittl“ fand große Zustimmung

Ingolstadt – Mit einem musikalischen Mundartabend beendete der „Förderverein Bairische Sprache und Dialekte e. V. (FBSD)“ eine diesjährige Veranstaltungsreihe in Ingolstadt im Gasthaus „Mittl“. Als örtlicher Vertreter des Fördervereins konnte Harry Deiner dazu neben rund 100 Zuhörern als Mitwirkende die Gerolfinger Ziamusi mit Simpert Wittl und das Mailinger Doppel-Terzett sowie Anni Schmid für den musikalischen Teil begrüßen. Für die textliche Unterhaltung sorgten d’Hollédauer Mundartleser und –schreiber sowie Anna Hofmann, Resi Bachl und Wolfgang Benzinger.

Mit einem „Grüß God-Liad“ eröffnete das Mailinger Doppel-Terzett den Abend, den sie in der weiteren Folge mit hervorragenden vorgetragenen Liedern sowohl zur Vorweihnachtszeit als auch aus anderen Bereichen des Lebens zu einem besonderen Erlebnis werden ließen. Mit lustigen, aber auch nachdenklichen Texten um Nikolaus und Weihnachten beschäftigten sich d’Hollédauer Mundartleser und Mundartschreiber in ihren Vorträgen. So konnte Katharina Radlmeier in gewohnter Manier mit ihren humorvollen Geschichten wieder begeistern, auch Albert Lönner überzeugte durch seine prägnanten Stücke. Uschi Kufer

brachte mit ihren eigenen Gedichten und Geschichten so manchen Teilnehmer sowohl zum Nachdenken als auch zum Lachen. Aus den Werken bekannter bairischer Autoren stellte Alois Hell eine ansprechende Mischung von Stücken zusammen.

Ergänzt wurden die Mundartleser durch die Vorträge von Anna Hofmann, die erlebte Ereignisse in Versform vortrug und durch Resi Rachl, die ebenfalls aus ihren selbstverfassten Gedichten vorlas. Viel Freude bereiteten auch die Beiträge von Wolfgang Benzinger, der ebenfalls Geschichten aus dem Leben in humorvoller Weise vorgetragen hat. Zwischen den Geschichten brachten das Mailinger Doppel-Terzett mit ihren Liedern und die Gerolfinger Ziachmusi mit Simpert Wittl mit ihren musikalischen Darbietungen Stimmung in den Saal. Star des Abends war aber der 10-jährige Michael Kastner aus Baar, der sowohl mit seinen eigenen Beiträgen,

sei es über die Adventserlebnisse oder die Zusammenstellung der Weihnachtsskrippe oder aber auch im Zwiegespräch mit Katharina Radlmeier oder Simpert Wittl zu überzeugen wusste. Es war geradezu ein herzerfrischendes Erlebnis, wie dieser „Bua“ sowohl in gelesenen als auch auswendig vorgelegenen Gesichten den bairischen Dialekt zum Besten gab.

Als Harry Deiner zum Ende der Veranstaltung sich bei den Teilnehmern und bei allen Mitwirkenden im Namen des Fördervereins bedankte, konnte er auch auf die Aufnahme von zahlreichen neuen Mitgliedern verweisen, welchen er für die Unterstützung dankte. Mit dem Hinweis auf die nächste Veranstaltung im Februar/März 2004 beschloss Deiner diesen musikalischen Mundartabend mit einem gemeinsam gesungenen Lied, welches von der Schmid Anna auf der Ziach begleitet wurde.

Ebersberger Zeitung – 12. Januar 2004

Bairisch: „So schee is des“
Dialektforscher Ludwig Zehetner übers unverzichtbare Kulturgut
 von Johanna W. von Schutter

Grafring - Wenn Kinder spielen und sich auf bairisch unterhalten, "dann laaft's oan koit an Buckl nunter, so schee is des". Der Grund: Weil heute selten geworden ist, was normal sein sollte, findet Franz Bader, Vorsitzender des Landschaftsverbandes Ebersberg-Erding, der wiederum zum "Förderverein Bairische Sprache und Dialekte" gehört. Doch nicht nur Bader scheint die Pflege des bairischen Zungenschlags am Herzen zu liegen - auch viele Grafringer kamen am Samstag zum "Grandauer", um dem Vortrag

"Unser Bairisch, ein unverzichtbares Kulturgut" von Ludwig Zehetner, dem profiliertesten Dialektforscher, zu lauschen.

Gleich am Anfang entschuldigte sich Zehetner, dass er seinen Vortrag in "Hochbairisch" halten werde. Der Inhalt litt jedoch keineswegs: Der Dialektforscher berichtete viel über die Entwicklung der bairischen Sprache, die nachweislich seit der Zeit "Karls des Großen" besteht. Bis heute sei sie durchaus lebendig. Auch das zeige die Entwicklung, die das Bairische seit

jener Zeit gemacht hat.

In allen Jahrhunderten wurde der süd-deutsche Zungenschlag von vielen sprachlichen Einflüssen geprägt, die der Bayer in seinen Wortschatz übernommen hat. Die Gefahr liege daher nicht in der ständigen Veränderung der Sprache, sondern im totalen Verschwinden. Es gebe zum Beispiel Regionen, unter anderem die Landeshauptstadt München, in denen das Idiom fast ausgestorben sei. Schuld daran sei auch die immer noch wachsende Mobilität - wer verbringe sein Leben noch am Geburtsort? Dabei vermittele der eigene Dialekt ein Heimatgefühl, er sei ein Teil der Wurzel, die den Menschen Halt gibt. Aber gleichzeitig ist sich Zehetner doch darüber bewusst, dass einige der neuen Anglizismen kaum durch bairische Worte ersetzt werden könnten.

Wie auch immer - zumindest fand der

lebendige Vortrag großen Zuspruch. Für "zünftige Stimmung" sorgte die "Kober-Musi" aus Niklasreuth, die mit Gitarre, Hackbrett, Steirischer und Geige Stücke wie "Rahmseidener Walzer" und den "Untersberger Mandl Boarischen" brachte. Die Musiker kämpften sich tapfer gegen den steigenden Geräuschpegel durch, der durch die aufgewühlte Stimmung der Besucher entstand. Dabei hätte die gitarrespielende Mama mit ihren talentierten Kindern - die Maria ist neun Jahre und fiddelt ausgezeichnet auf der Geige, Franziska mit zwölf schlägt das Hackbrett und der Quirin ist mit seinen 15 Jahren ein hervorragender Ziachspieler - mehr Gehör verdient. Doch das Thema ließ die Grafinger einfach nicht los. Dabei sollte man eines nicht vergessen: Bairisch ist nicht nur eine Sprache, Bairisch sollte man mit dem ganzen Herzen sein.

Münchener Merkur – 15. Januar 2004

Bairisch – schon den Bach hinunter?

Oft wird Norddeutsch zur Norm

von Armin Höfer

München - Geht es im neuen Jahr mit der bairischen Sprache weiter den Bach hinunter? Häufig - vor allem im Umfeld der Landeshauptstadt - herrscht Sendepause, wenn es um dieses alte Kulturgut und damit um ein wichtiges Stück Identität geht. Einzig der Kultursender BR-alpha erfreut seit Mitte November mit seiner Serie „Dialekte in Bayern“ (jeweils am Freitag um 18 Uhr).

Eine größere Resonanz darauf in anderen Medien ist bisher nicht zu erkennen. Vielleicht verstehen die Zuständigen gar nicht mehr das in der Serie

Gesagte? Vielleicht ruft der Begriff „Dialekt“ auch nicht das erwartete große Interesse hervor oder wird gar für eine zweitklassige Mitteilungstechnik gehalten, die man besser einer sprachlichen Unterschicht überlässt?

Die lobenswerte Serie selbst hat bereits ein Problem: Sie unterscheidet beispielsweise zwischen „Standardsprache“ und „Dialekt“ und fordert damit immer wieder zum Widerspruch heraus. So wird behauptet, dass einem standardsprachlichen „Guten Tag“ die Wendungen „Tach“ (Umgangssprache), „Griaß di“ (Dialekt), „Glück auf“

(Fachsprache) und „Hi“ (Soziolekt/Jugendsprache) entsprechen.

Man findet beispielsweise im „Wörterbuch Deutscher Dialekte“ von Ulrich Knoop bestätigt, dass die Formel „Guten Tag“ zwar bei den norddeutschen Varianten als Standarddeutsch üblich ist (Ausnahme: Westniederdeutsch, wo es selbst am Abend immer „Moin“ heißt, weil das von „moien daach“ = „schönen Tag“ kommt und mit „morgen“ nichts zu tun hat). Dass aber im fränkischen, alemannisch-schwäbischen und bairischen Sprachraum „Grüß Gott“ gesagt wird.

Auch in anderen Fällen wird der norddeutsche Standard einseitig zur allein selig machenden Norm erhoben: Dem standarddeutschen „Quark“ entsprechen die Dialektform „Topfen“, wird in der BR-Serie behauptet. In Knoops Dialekt-Wörterbuch steht dagegen, was Sprachschützern in Altbayern von jeher geläufig ist: „Quark“ gilt vor allem für das nördliche Hochdeutsch, „Topfen“ (neben „Quark“) für das in Bayern gesprochene und geschriebene Hochdeutsch.

Höchst problematisch ist es, „Tach“ als Umgangssprachlich zu bezeichnen. Welche Umgangssprache ist denn gemeint? Sicherlich nicht die süddeutsche. Sollte man bei „Tach“ nicht eher „norddeutscher Dialekt“ sagen? Als Umgangssprachlich zu bezeichnen wären im süddeutschen Raum doch wohl eher ein „Hallo“, „Servus“, „Grüß dich“, „Habe die Ehre“ und ähnliche Wendungen.

Unsere Hoch- und Schriftsprache ist in aller Regel das Südhochdeutsche, das den gesamten oberdeutschen Sprachraum umfasst: Bayern, Österreich, die Schweiz, Baden-Württemberg, die südlichen Teile von Hessen und

Thüringen sowie Südtirol. Wer dort gebürtig ist und Ausdrücke wie „Junge“, „Brötchen“, „Möhren“, „Rote Beete“, „außen vor“ und andere Nordgermanismen übernimmt, verwendet mit Absicht oder bereits als unbewusst sprachlich Unterwandlerter ein Wortgut, das hierzulande bisher weder üblich noch nötig war. Es gibt entsprechende südhochdeutsche Parallel-Begriffe, und das oft in mehrfacher Ausfertigung: „Bub“, „Semmel“, „Weckerl“, „Karotten“, „gelbe Rüben“, „Rote Rüben“, „unberücksichtigt“. Diese Wörter „können nicht als Normabweichungen kritisiert und bespöttelt werden“, wie Ludwig Zehetner in seinem Standardwerk „Bairisches Deutsch“ zurecht schreibt.

Im Bairischen selbst unterscheidet man dagegen zwischen Nordbairisch/Oberpfälzisch, Mittelbairisch (von Landsberg am Lech über München, Regensburg, Passau bis Wien) und Südbairisch, das am Fuß der Alpen beginnt. Jedermann kennt die unterschiedliche Aussprache von südhochdeutsch „Bub“: Dem oberpfälzischen „Bou“ entspricht der sonst übliche „Bua“, der im Fränkischen übrigens „Bu“ lautet.

Oder nehmen wir die standarddeutsche „Kuh“: Oberpfälzisch „Kou“, mittelbairisch „Kua“, südbairisch „Kchua“. Darüber hinaus gibt es noch eine Vielzahl von Orts- und Regionaldialekten. Bekannt sind die Aussprachevarianten „Vui Gfui“ im Raum München etwa, „Väi Gfäi“ im Chiemgau, „Vül Gfüll“ am Alpenrand um Bad Feilnbach herum, „Vi Gfi“ im Berchtesgadener Land.

(Armin Höfer ist Herausgeber von Johann Höfer, „Bairisch gredt I/II“, und Autor einer Ortsnamen-Serie in dieser Zeitung.)

Münchner Merkur – Der Spemann – 15. Januar 2003**Promis ins Bayern-Camp!**

Wer die Landessprache beherrscht, kann viel dazu beitragen, dass keine entsetzlichen Missverständnisse und Katastrophen eintreten. Aktuellstes Beispiel ist das Sturmtief „Gerda“.

Als bei ihm an der bayerischen Grenze die Luft eigentlich schon ziemlich raus war, fragte es einer der letzten sprachkundigen Einheimischen: „Magst fegn?“ Fälschlicherweise verstand „Gerda“ diese deutliche bairische Warnung aber als Einladung zum Stürmen und richtete auch bei uns Schaden an.

Aus lauter Furcht, nicht oder falsch verstanden zu werden und dadurch Katastrophen auszulösen, haben sich viele Bayern das Bairische schon aus-

gemerzt. Würden heute beispielsweise in München und Umgebung alle Anglizismen und Nordgermanismen dorthin fliegen, wo einmal ihre Heimat war, wäre die Isar Stadt ein stummer Raum.

Neue Perspektiven bieten sich an, speziell für die privaten Fernsehsender und ihre Begleitpresse: Man könnte die RTL-Seifen-Promis aus dem australischen Regenwald von den Kakerlaken wegholen und in ein Bayern-Camp im Miesbacher oder Berchtesgadener Raum verbringen und aussetzen. In der korrekten kernigen Landessprache müssten sie sich dann ihre Nahrung zammbeddl'n.

Da hätt ma a sauberne Gaudi!

Holzkirchner Merkur – 2. Februar 2003**Handschlag für die Mundart**

Mit Handschlag begrüßte Hans Triebel (l.), Vorsitzender aller Sprachpfleger in Bayern, Österreich und Südtirol, das 3000. Mitglied des Fördervereins Bairische Sprache und Dialekte. Es ist dies der Heimat- und Trachten-Erhaltungsverein Thalham-Gotzing, dessen Vorsitzender Josef Harraßer (r.) dem

Wirt der Gotzinger Trommel volle Unterstützung zusicherte. „Die Zusammenarbeit mit dem Trachtenverein ist besonders wichtig,“ so Triebel. Die Trachtler leisteten hervorragende Jugendarbeit und vermittelten die bodenständigen Sitten und Gebräuche.

Garmisch-Partenkirchner Tagblatt – 7./8. Februar 2004

Große Fürsprecherin des Dialekts der Heimat

Annelies Grasegger schildert ihr Leben und Anliegen

Garmisch-Partenkirchen - Worte wie Event, Outfit, Flyer, Food, Shopping, Styling oder Session gelten allgemein als „in“ - nicht jedoch für Annelies Grasegger, die aus einem Jahrhunderte alten Partenkirchner Geschlecht stammt. Sie setzt sich seit Jahren als Vorsitzende der heimischen Untergruppe des Fördervereins für bairische Sprache und Dialekte dafür ein, dass erhalten und gefördert wird, was man im Werdenfelser Land sprach und spricht. Im „Erzähl-Café“, vom Garmischer Pfarrgemeinderat Josef Jonietz arrangiert und moderiert, legte sie im überfüllten Nebenzimmer des „Husar“ ihr Verständnis von Dialekt und heimatlicher Sprache dar.

Ihr Hauptanliegen sei, „mit de Kinda und Enklkinda boarisch zu redn, um des bitt' i ganz herzlich“. Sie selbst spreche „it blos rein partakurcharisch“, weil bei ihren Eitern halt früher auch „Fremme gwount ham, und da redt ma halt automatisch aa a bissla heerisch“.

Grasegger, immer wieder unterbrochen durch Szenen-Applaus, schilderte ihre Jugend, in der sie als Älteste mit zwei Brüdern und einer Schwester in einer Landwirtschaft aufwuchs; sie erzählte, wunderschön im Partenkirchner Dialekt, von der Schule, von den Lehrern, davon, dass es ihr Vater nicht für nötig gehalten hatte, sie studieren zu lassen (sie wollte Lehrerin werden), dass sie Schneiderin wurde, jahrzehntelange Spielerin am Bauerntheater war und schließlich Darstellerin in der TV-Serie „Die Löwengrube“. Das Honorar von 1000 Mark überwies sie ans SOS-Kin-

derdorf in Dießen. Ihre mundartliche Schilderung, wie sie dort zum Dank empfangen wurde, ging nahe.

Dazwischen ließ Jonietz einen Wissenstest folgen. Wie bezeichnet man in Garmisch und Partenkirchen etwa die Wochentage von Montag bis Donnerstag? Ein paar Hinweise: Maada (Montag), Mörchda (Dienstag), Mikdn (Mittwoch), Pfinzda (Donnerstag), Fead (vergangenes Jahr), anomd (Nachmittag), fochn (fangen), a wiani marrenna (kl. Brotzeit machen), Pfoad (Hemd).

Grasegger wies auf den Förderverein Bairische Sprache bin, bei dessen Werdenfelser Landschaftsverband, der 291 Mitglieder zähle, sie seit ein paar Jahren Vorsitzende ist. Die Mundart biete jede Möglichkeit, sich in allen Lagen, ohne Zuhilfenahme fremdsprachlichen Wortguts, bestens auszudrücken. Im Dialekt spiegle sich die Natürlichkeit der Heimat. Der Verband habe mit Kindergärten und Schulen viele Aktionen gestartet, um unter dem Motto „Boarisch gredt, aufgspuit und gsung“ heimische Sprache zu erhalten. Sicher nicht vergebens: „Solang' ma viele Leut' hier ham, die was für die Erhaltung vom Dialekt tun, kann's nicht schlecht bestellt sein.“

Musikalisch wurde der Abend von den drei Kienberg-Sängerinnen aus Oberau umrahmt. Pfarrer Franz Sand rezitierte selbstgeschaffene Mundart-Gedichte. Jonietz verwies auf weitere „Erzähl-Café“-Themen: Ende April wird die Zeit nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs behandelt, im Juni geht es um die Strauss-Tage.

Donau Kurier – 7./8. Februar 2004

Förderverein für Bairisch in der Region verankert Landschaftsverband Donau-Ilm-Altmühltal gegründet



Nach der Gründung des Landschaftsverbandes „Donau-Ilm-Altmühltal“ im „Förderverein Bairische Sprache und Dialekte“ stellte sich der Vorstand dem Fotografen: Harry Deiner, Franz Kaunzinger, Albert Lönner (vorne, v. l.), Dr. Heribert Gleixner, Günther Peipmann, Katharina Radlmeier, Sepp Kloiber, Gerhard Huber, Werner Strasser und Anton Weigl (hinten, v. l.)

Ingolstadt/Langenbruck – Miesbacher Land, Donau-Wald, Tölzer Land oder Rupertiwinkel: Das sind nur einige der Landschaftsverbände, die der Förderverein für Bairische Sprache und Dialekte mit seinen 2500 Mitgliedern schon gegründet hat. Nur die Region Ingolstadt war bislang ein weißer Fleck auf der altbayerischen Landkarte des Vereins. Seit dem vergangenen Donnerstag hat dieser Zustand nun ein Ende. In Langenbruck wurde der Landschaftsverband Donau-Ilm-Altmühltal gegründet.

„Wir Bayern sind ja sowieso Föderalisten“, betonte Gerhard Huber, der seit vielen Jahren die Aktivitäten des Vereins im Landkreis Pfaffenhofen koordiniert. Die Gründung von regionalen Landschaftsverbänden sei nicht zuletzt erforderlich, um die Mitglieder besser

zu betreuen. Außerdem bekommen die Landschaftsverbände auch eine gewisse Unterstützung vom Gesamtverein. Sein letztes Argument: Würde kein eigener Landschaftsverband gegründet, so würde die Region Ingolstadt laut Satzung dem nächstliegenden zugeordnet – und das wäre Ebersberg.

Große Diskussionen über Sinn und Notwendigkeit eines eigenen Verbandes bedurfte es dann nicht mehr. Die anwesenden Mitglieder – fast alles lauter gstandene Mannsbilder, aber nur wenige Frauen – schritten unverzüglich zur Tat und wählten einen Vorstand. Vorsitzender des neuen Landschaftsverbandes wurde Gerhard Huber, was kaum überraschte.

Unterstützt wird er von zwei erfahrenen Stellvertretern. Harry Deiner hat in den vergangenen Jahren zahlreiche Veran-

staltungen in Ingolstadt organisiert, während Albert Lönner aus Oberhausen (Kreis Neuburg-Schrobenhausen) durch die Gaudilesungen in Pfaffenhofen bekannt wurde. Als Schriftführer fungiert Dr. Heribert Gleixner aus Pfaffenhofen, der die Ursprünge des Bairischen erforscht. Schatzmeister ist Werner Strasser aus Rohrbach (Kreis Pfaffenhofen). Zusammen mit drei Beisitzern werden sie in den nächsten drei Jahren die Geschicke des 120 Mitglieder umfassenden Vereins leiten. „Mir machen weiter wie bisher“, er-

klärte der frisch gewählte Vorsitzende zu den künftigen Aktivitäten. Dazu zählt natürlich die Fortführung der Veranstaltungen, wie etwa die stets gut besuchten Bayerischen Abende im Gasthaus Mittl in Ingolstadt. Weiter will sich der Verein um die „Missionierung“ des Landkreises Eichstätt kümmern, in dem es bislang nur wenige Mitglieder gibt. Schließlich ist am Samstag, 27. März, erstmals eine Kinderveranstaltung im Pfarrsaal von Herz Jesu in Ingolstadt geplant.

Mittelbayerische Zeitung – 7./8. Februar 2004

Ein Stieglitz, der nur Mundart singt Alternativer Blues-Barde fand im Bayerischen seine Seele

Im letzten Sommer saß er mit einer Flasche Wein in seinem Garten in Ramspau, direkt am Regenufer und da stieg ihm die schöne weißblaue Gedankenblase auf: „Mir san doch scho alle im Paradies und merken's gar ned.“

„Und jetz is halt Winter worn“ und Rudi Stieglitz, der Wandervogel, ist wieder umgezogen, nach Stadtamhof: Wie Johnny Cash lehnt der nicht mehr junge Blues-Barde an der winterkahlen Spitalgarten-Kastanie und singt frisch, fromm, fröhlich, frei wie ihm der Schnabel gewachsen ist - und das ist bayerisch. Er hat noch Träume (von einem Bauernhof) und will im Mai heiraten.

Da fragt man sich schon, warum Rudi Stieglitz so viele Jahre rumziehen musste in der englischen, spanischen, hebräischen und arabischen Welt, der „vogelwuide“ Zugvogel, wo es daheim doch am schönsten ist. Seine Antwort: „Wichtig ist, dass der Bayer viel mitnimmt von der Welt.“

Rudi ist der älteste Sohn eines Münchner Fleischfabrikanten und Kompagnon von Alexander Moksel, den er „Onkel Alex“ nannte. Vater wollte aus dem Buben einen Geier machen. Als er das merkte, wurde Stieglitz mit Fleiß zum Paradiesvogel.

Die Haare sind immer noch lang, er besteht aber im Gespräch darauf, dass sie „frisch geschnitten“ sind. „Die Marina kam extra aus Rosenheim“, um sie ihm zu schneiden, ihm, dem „ersten langhaarigen Metzger Münchens“. Das ist ein Titel!

Die langen blonden Engelshaare hatte ihm der Vater erlaubt. Wenn er sein Nachfolger werden würde, dann durfte er in der Jugend spinnen. Und Spinnen, das war die Musik und die konnte man damals nicht mit kurzen Haaren machen und „boarisch“ schon gleich gar nicht. Wenn es einem schwer war ums Herz, dann hatte man ein „Hassle“. So war die Zeit. Seine erste Band hieß nach einem Beatles-Titel die „Magical

Music Explosion“. Tags zerteilte der „Sohn vom Chef“ Schweinehälften, in den Nächten trieb er im Fahrwasser der Kultbands wie „Tangerine Dream“. Um 2 Uhr kam er ins Bett, um 4 musste er aufstehen, das konnte nicht gut gehen ... So kam Rudi auf das Aufputschmittel Captagon und auf das Drogenkarussell - Erfahrungen, die ihm heute in der Arbeit als Angestellter bei „DrugStop“ zugute kommen.

Mit 21 Jahren trat er die Notbremse. „Onkel Alex“ verhalf ihm durch seine guten Kontakte ins drogenfreie Israel, ans Musikkonservatorium in Jerusalem. Statt zu studieren hat Stieglitz in Bars gesungen, im Kibbutz Kühe gemolken, war Schwimmlehrer, Klempner, Bäcker und Tankwart ... Sachen, an die viele ein ganzes Leben dran hängen, da hängte Rudi Stieglitz nur ein paar Wochen. „Da Wassafoi is wuid und schee/ I lass mi einfach obireissn“, textete er später für die Wildenberger Schlosskapelle, seine Band, die er vor zehn Jahren in der Holledau gründete, als er endlich angekommen war - „dahoam“. Er liebte aber eher die sonnige Sandbank. Mit Freunden hatte er eine Finca in Spanien, lebte auch in Chicago, Milwaukee und Berlin. Seine wirre Lebensgeschichte klingt wie die vom „verlorenen Sohn“.

1984 kam er wieder, hängte die Gitarre an den Nagel und wurde wieder das, was er gelernt hatte - Metzger. In München eröffnete er drei Filialen, um dann die Bio-Fleischabteilung bei „Naturland“ aufzubauen. Auch dieses Feuer brannte nicht lange. Stieglitz wandte sich der Kleinkunst zu. Im niederbayerischen Nedereulenbach bei Rottenburg kam sein künstlerischer Durchbruch zum Bayerischen. Ein niederbayerischer Bub kam in die „Provinzbühne“ und stellte ihm eine Witzfrage: „Was ist gelb und hupft durch den Wald?“ Die Antwort gab Stieglitz mit der Gitarre. Es wurde das „Lied vom Postfrosch“. Bis zu diesem Tag hatte er nur englisch gesungen.

Mit seiner Muttersprache, die er als Künstler „Mundart“ nennt, scheint Rudi Stieglitz auch sich gefunden zu haben. „Mundart hat etwas mit Selbstachtung zu tun“, sagt der Initiator und 1. Vorsitzende der „MundartArt Ageh“. Seit er den Heimatboden unter den Füßen hat, beginnt er vielem abzuschwören und erinnert sich gerne an Großmutterns private Religionsstunden. „Ein guter Musiker braucht einen Glauben, ein Herz und ein Gefühl“, ist er überzeugt. Und da glaubt er nur noch das, was er auch versteht. „Mit den Veden“, sagt er, „komm ich nicht zurecht.“

Eine Plattform für Bayerns Musiker

Um der Musik- und Kulturszene in Bayern eine Plattform zu schaffen, fanden sich im Herbst 2002 eine Handvoll Musiker zusammen. Ziel war, 2003 ein Mundartfestival in Regensburg zu organisieren. Nach dem großen Erfolg wurde der Verein „MundArt Ageh“ gegründet. Er solle eine vertraute Atmosphäre unter den Musikschaffenden in Bayern fördern. Es sollen Brücken zwischen etablierten Stars wie Hans Jürgen Buchner, Fredl Fesl oder der Biermösl Blosn und noch unbekanntem Künstlern und Bands geschlagen werden. Brücken zum Bayerischen Rundfunk bauen half der Uni-Sprachwissenschaftler Prof. Rupert Hochholzer.

www.mundart-ageh.de

Abendzeitung – 10. Februar 2003

**Studie belegt: So wertvoll ist Dialekt
Schlaue Schüler sprechen bairisch
Bessere Leistungen durch Mundarten - "Bildungs-Chance"**



Sprachschützer Hans Triebel

MÜNCHEN Wer bairisch spricht, hat's leichter im Leben. Vor allem in der Schule. Das behauptet Hans Triebel, Vorsitzender vom Förderverein Bairische Sprache und Dialekte. Sein Beleg ist die aktuelle IGLU-Studie. "Sie zeigt ganz deutlich: bessere Leistungen durch Mundarten", sagt Triebel.

Unter allen Ländern, die sich an der Grundschul-Lesestudie beteiligt haben, schnitten Baden-Württemberg und Bayern besser ab als alle anderen Bundesländer. "Wegen der Mundart, die hier neben Standarddeutsch auch noch gesprochen wird", sagt Triebel. "Die Zeit, in der nur Dialekt gesprochen wurde, ist ja längst vorbei."

Die Zweisprachigkeit sei die große Chance in der Bildung. "Mundartlich geprägte Schüler haben mehr Ausdruckskraft und einen umfangreichen Wortschatz", so der Sprachschützer. So seien die Kinder aus Süddeutschland auch in der Satzstellung besser. Und dank dem Doppelten an Vokalen und Zwielaute auch für die Fremdsprachen gerüstet.

Und noch etwas hat Triebel aus der IGLU-Studie herausgelesen: "Auch für die vielen nicht-deutschen Kinder, die neben der Sprache der Eltern oft auch den ortsüblichen Dialekt beherrschen und erst in den ersten Schuljahren Hochdeutsch lernen - also dreisprachig sind - gibt's im Deutschunterricht kaum Schwierigkeiten."

Das Fazit von Triebel: "Die Mundart muss aufgewertet werden." Immerhin: Kultusministerin Monika Hohlmeier hat in einem Brief an alle bayerischen Schulen deutlich gemacht: "Pflege und Erhalt der in Bayern gesprochenen Dialekte sollen nachdrücklich berücksichtigt werden."

"Freude an der Sprache"

Dialekt hilft beim Lernen, sagt Klaus Wenzel vom Bayer. Lehrerverband

Sind Schüler mit Dialekt sprachbegabter als ihre hochdeutsch sprechenden Mitschüler? Die AZ sprach mit Klaus Wenzel vom Bayerischen Lehrer- und Lehrerinnenverband.

AZ: Sind Schüler mit Dialekt sprachbegabter?

KLAUS WENZEL: Ich bin mir ganz sicher, dass das stimmt. Das Erlernen von

Sprache hat mit Sprachgefühl zu tun, weniger mit Grammatik oder erlernten Vokabeln. Es geht um die Freude am Spiel mit der Sprache.

Lernen solche Schüler leichter Fremdsprachen?

Ja. Mein Ältester versuchte schon als Kind, alle möglichen Dialekte nachzusprechen, erfand eigene Reime. Vor kurzem war er drei Monate in Prag und drei weitere in Paris - jetzt spricht er fließend tschechisch und französisch.

Wie viele Schüler sprechen noch Dialekt?

Keine zehn Prozent mehr. Die Kinder sprechen eher ‚Soziolekt‘ - man könnte von einer Art ‚Code‘ sprechen.

Holzkirchner SZ – 26. Februar 2004

Hans Triebel über das beständige Verschwinden des bairischen Idioms

Viel zu viel Depperl- und Stümmeldeutsch

Der Sprachschützer hält vor allem den norddeutschen Einfluss und die Anglizismen für verderblich

Nordismen und Anglizismen setzen dem bairischen Idiom immer mehr zu, das südliche Deutsch mit eigenem Wortschatz, eigenem Satzbau und eigener Sprachmelodie geht verloren und wird vom nördlichen Umgangsdeutsch erdrückt. Wann stirbt Bairisch aus, nach einer Umfrage der erotischste aller deutschen Dialekte? Und wie sieht es im Landkreis Miesbach aus, über dem scheinbar ein riesiger Trachtenhut schützend ruht, gegen den nichts aufkommt? Hans Triebel, Vorsitzender des Fördervereins Bairische Sprache und Dialekte, beurteilt die Situation zum „Tag der Muttersprache“.

SZ: Wann stirbt das bairische Deutsch aus?

Triebel: Wenn sich nichts ändert, wird es tatsächlich eines Tages aussterben, es wird „vernorden“. „Ne“ statt „eine“, „kucken“ und „nich“ schleichen sich ein, ein auch für den Süddeutschen akzeptables Deutsch müsste gesprochen werden. Die Bedrohung kommt aber nicht nur von den Anglizismen, sondern auch von den Nordismen. Aktuelles Beispiel: Zuzahlungen, das ist ein Dazuzahlen, da wird uns was aufgepfropft, das ist falsches Stümmeldeutsch, das den Dialekt verdrängt. Sauberes Hochdeutsch sollten auch die Leute weiter im Norden pflegen.

Woher kommt die sprachliche Veränderung?

Schädlich ist der falsche Glaube vieler Eltern, ihre Kinder lägen richtig, wenn sie Norddeutsch oder Fernseh-Deutsch reden. Im Landkreis Miesbach ist dies noch einigermaßen in Ordnung, wenn man auch Unterschiede höre. Im nördlichen Landkreis, in Holzkirchen und Otterfing, geht’s schon los, in der anderen Richtung, in Tegernsee oder Wiessee, sind die Einheimischen in der Minderheit, sie können sich ja die teuren Grundstücke hier gar nicht mehr leisten. Der Bayer ist des Bayern Wolf, der Grund verschwindet und damit verschwindet dann die Sprache.

Wie steht es an den Schulen?

Es gibt Schulen, da ist der Dialekt geduldet, an anderen wird Druck auf die Kinder ausgeübt, Hochdeutsch zu reden. Im Prinzip gilt: Sprachen so viele wie möglich, aber nicht auf Kosten der Mundart. Dass beispielsweise bei Dialektologen wie Ludwig Zehetner an der Regensburger Universität unverhältnismäßig viele junge Russen in den Vorlesungen sitzen, deutet auf den großen Reiz des Bairischen hin.

Was schadet der bairischen Sprache am meisten?

Fürs Bairische gibt es zwei Totengräber: Erstens die Nordismen, zweitens die Anglizismen, oft hirnlöse Neuwortschöpfungen von Halbgebildeten.

Können Sie ein paar Beispiele nennen?

Body-Shop (Körpergeschäft?), Body-Bag (in den USA ein Leichensack) oder der blödsinnige Back-Shop (ein Hinterladen, ein pardon – Arschladl – wie bei „kiss my back“?). Eine solche Deppersprache ist mit verantwortlich, wenn unsere Muttersprache immer mehr an Niveau verliert.

Jugendliche im Raum München sprechen nach Forschungen kaum noch Bairisch, stimmt das?

Ja, das kann man hören. Wenn ich mit dem Zug nach Bielefeld, Erfurt oder Hamburg fahre, höre ich, in welchen Sprachraum ich komme, das ist auch gut so. Bei München ist das nicht der Fall, da reden fast alle nördliches Deutsch. Wenn alles eingeebnet wird, verliert Bayern auch seinen speziellen Reiz, man braucht nicht mehr herfahren.

Wer pflegt außer Ihnen noch das bairische Deutsch?

Trachtenvereine haben in ihren Satzungen die Mundartpflege verankert. Aber bei uns herrscht der Eindruck vor, dass sich die CSU um die Folklore und so auch um den Dialekt kümmert. Es passiert aber nichts. Wenn man Bayern verkauft, existiert es bald nicht mehr, und wenn man alles zubetoniert, ist zwar das Waldsterben weg, aber es gibt auch keinen Wald mehr.

Was ist zu tun für den Dialekt?

Die Medien sollen süddeutsches oder bairisches Deutsch schreiben und pflegen, da kann sich auch die Zeitung Verdienste erwerben. Zum Tag der Muttersprache: Kinder plappern halt einfach alles nach, was sie im Radio oder Fernsehen hören.

Warum lassen Bayern ihre Sprache verkümmern?

Sie haben Angst, Dialekt zu reden und als rückständig zu gelten. Sie sollten sich bei der Sprache aber nicht verkrampfen, aber auch nicht übertreiben; es soll wieder ganz normal werden, bairisch zu reden. Man sieht es ja an Sendungen wie „Der Bulle von Tölz“, wo sauberes Bairisch gesprochen wird. Ober in dem Film „Die Scheinheiligen“, ein Film mit Charme und Witz, auch der ist sprachlich sehr gut, kein Krampf.

Müssen sich die Bayern ändern?

Dass es mit dem Dialekt langsam bergab geht, liegt am Bayern, der immer mehr nachgibt und vielleicht zu tolerant ist. Er ballt zwar die Faust, aber in der Hosentasche und nicht heraußen.

Bairisches beim Bayerischen Rundfunk

vom Intendanten Dr. Thomas Gruber

Mit „Watschn“ für den Bayerischen Rundfunk wird im Rundbrief des Fördervereins für Bairische Sprache und Dialekte e.V. zuweilen nicht gespart. Als Intendant bleibt mir da nur eines übrig – dem Motto zu vertrauen: „A Guada halt´s aus“.

Umso mehr habe ich mich gefreut, als Hans Triebel mit der Bitte an mich herangetreten ist, einen Artikel über unsere reformierte Hörfunkwelle *Bayern2Radio* zu verfassen und Ihnen, den Leserinnen und Lesern des Rundbriefs, unsere spezifisch-bayerischen Sendungen und Themen vorzustellen. Ausnahmsweise muss ich mich also einmal nicht im „Aushalten“ üben!

Auch für das reformierte Programm *Bayern2Radio* gilt der Grundsatz „Wir bleiben heimatverbunden – und sind trotzdem (oder gerade deshalb) weltoffen.“

Schon in der Früh merkt auch der nicht-bayerische Radiohörer, aus welchem Land wir senden. Weil sich der *Heimatspiegel* gerade bei älteren Hörern bewährt hat, beginnen wir den Tag „bayerisch“ – „gesplittet“, so heißt das im einschlägigen Radiodeutsch. Und wir haben den Heimatspiegel sogar ausgeweitet – seit 1. Juli senden wir auch am Samstag und am Sonntag.

Doch nicht nur mit dieser Sendung vermitteln wir bayerische Identität und bayerisches Lebensgefühl. Nehmen wir den Samstag: Nach dem Heimatspiegel gibt es die Sendung „*Weitwinkel*“, *Reportagen vom Land*. Anschließend folgt das *Bayerische Feuilleton* – 60 Minuten anspruchsvolle bayerische Kultur.

Gegensätze ziehen sich an. Das gilt für den Samstag Vormittag ganz besonders. Nach dem bayerischen Einstieg folgt das junge Magazin *Orange* – mit unkonventionellen Beiträgen, spannenden Reportagen, origineller Musik. Und als Kolumnist ist einer unserer Redakteure zu hören, den nicht nur die Bergsteiger in Bayern alle kennen: Stefan Frühbeis. Er hat seinen Namen gleich zum Titel seiner regelmäßigen Wortmeldung gemacht: *Mit Frühbeis zu Berge*.

Die darauf folgende *Bayernchronik* hat dann wieder eine explizit bayerische Anmutung: Bayerische Themen, die während der Woche in der Aktualität untergingen. Zeit zum Reden: Bairisch eben – oder fränkisch oder schwäbisch...

Gerade am Wochenende sind bayerische Themen stark vertreten. Am Sonntag sei neben dem Heimatspiegel erwähnt: *Musik für Bayern* („gesplittet“ nach Süd- und Nordbayern). In unserer Hörbild-Reihe *Zeit für Bayern* nehmen wir uns Zeit für ausführliche Berichte: Da kann man spannende Straßenporträts hören oder Porträts von interessanten Menschen, die bei uns leben. Auch hier „splitten“ wir regelmäßig das Programm, damit die Hörer immer das Gefühl haben, nah dran zu sein.

Für mich persönlich ist immer wieder auch *Land und Leute* ein Höhepunkt. Der Titel charakterisiert treffend den Inhalt und könnte eigentlich auch über unserem Gesamtprogramm stehen. Denn natürlich gibt es „Bayerisches“ regelmäßig auch in den anderen Programmflächen. So präsentieren wir in unseren Literatur- und Hörspielsendungen immer wieder Literatur aus und über Bayern.

Wir sind beim Nürnberger Bardentreffen genauso dabei wie bei regionalen Treffen der Volksmusikanten. Wir präsentieren Konzerte von bayerischen Musikern wie Lisa Fitz oder Konstantin Wecker. Auch die *Biermösl Blossn*, *Haindling*, *Dreyschlag* und die *Oxnbänd* sind in den unterschiedlichsten Sendungen regelmäßig zu hören.

Übrigens hat auch *Bayern 4 Klassik* im Zuge der Programmoptimierung seine Berichterstattung aus den bayerischen Regionen deutlich verstärkt. In den neuen Sendeflächen *Allegro*, *Leporello*, *Piazza* und *Galleria* wird das Interesse der Hörer so oft wie möglich (und das bedeutet: mehrmals täglich) auf die bayerischen Regionen gelenkt. Das geschieht durch Kurzbeiträge (Vorberichte, Probenberichte und Interviews zu besonderen Konzerten und Festivals), durch Veranstaltungshinweise sowie durch Kartenverlosungsaktionen. Ziel dabei ist, die Vielfalt und das hohe Niveau des klassisch-musikalischen Angebots in ganz Bayern zu dokumentieren und entsprechend zu würdigen.

Sie sehen: Das bayerische Element ist uns sehr wichtig! Wir verstehen uns dabei nicht nur als Sender, der das Bundesland Bayern mit Hörfunk- und Fernsehprogrammen versorgt. Wir verstehen uns auch nicht nur als Sender, der über bayerische Themen berichtet. Nein, wir wollen für die Menschen selbst ein Stück Bayern sein. Damit uns dies gelingt, dafür arbeiten wir Tag für Tag.

Meine bayerischen Programmtipps in Bayern2Radio:

- ◆ *Heimatspiegel*: Montag bis Freitag, 6:05 – 6:55 Uhr
Samstag, 6:05 - 7:30 Uhr
Sonntag, 6:06 – 7:00 Uhr
- ◆ *Weitwinkel – Reportagen vom Land*: Samstag, 7:30 – 8:00 Uhr
- ◆ *Bayerisches Feuilleton*: Samstag, 8:05 – 9:00 Uhr
- ◆ *Bayernchronik*: Samstag, 11:05 – 12:00 Uhr

- ◆ *Musik für Bayern: Sonntag, 11:30 – 12:00 Uhr*
- ◆ *Zeit für Bayern: Sonntag, 12:05 – 13:00 Uhr*
- ◆ *Land und Leute: Sonntag, 13:30 – 14:00 Uhr*
- ◆ *Concerto bavarese (bayerische zeitgenössische Komponisten): Montag bis Donnerstag, 0:15 – 2:00 Uhr*

PVSt, DPAG, Entgelt bezahlt, B 14529

**FÖRDERVEREIN BAIRISCHE
SPRACHE UND DIALEKTE e.V.**

**Gotzinger Trommel
Historisches Traditionswirtshaus
Gotzing
83629 Weyarn
Telefon 08020/904732
Telefax 08020/904783
Mobil 0179/1042050**

Internet: www.bairische-sprache.de
eMail: Hans.Triebl@bairische-sprache.de

ISSN 1436-9184